

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 110

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Karl-Ulrich Burgdorf Lesebuch

Zusammengestellt  
von Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 110

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
und der Literaturkommission für Westfalen  
von Walter Gödden

Band 110

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Coverfoto Matthias Holtz © Karl-Ulrich Burgdorf

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

© 2021 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1590-5  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Statt eines Vorworts: Wie das Lesen und Schreiben zu mir kam	7
Geschichten	
Gucky in the Sky with Diamonds	12
Der Frevel des Waka-teh	25
Plaudertasche	54
Das Blau deiner Füße, Geliebter	64
Die beiden Waffenschmiede	66
Frau Bertha	74
Die Kirche des Schwarzen Abts	77
Die Haut	86
Die Kutschfahrt nach Angelmodde	99
Dialog	116
Romanauszug	
Delphinenspiele	133
Gedichte & Co	146
Nachwort	154
Textnachweise	159

Widmen möchte ich dieses Buch dem Andenken an  
meine Eltern, Karl und Hilda Burgdorf.

Statt eines Vorworts:  
Wie das Lesen und Schreiben zu mir kam

Geboren wurde ich 1952 im westfälischen Hagen; aufgewachsen bin ich im Hagener Stadtteil Vorhalle.

In unserer Familie wurde seit jeher viel gelesen. Mein Vater, der ein kleines Baugeschäft führte, hatte nicht immer genügend Zeit dafür; aber wenn ich mich an meine Mutter in den 1950er Jahren erinnere, dann sehe ich sie immer vor mir, wie sie, einen Becher Kaffee neben sich und eine Zigarette in der Hand, neben dem Kohleofen in der Küche in ihrem Korbsessel sitzt und ein Buch liest. Meist waren dies ungeniert triviale Western-, Kriminal- und Abenteuerromane aus der Leihbücherei Mintert unten im Ort (sie existiert heute natürlich längst nicht mehr, und sogar das Haus, in dem sie sich befand, ist seither dem sechsspurigen Ausbau der A 1 zum Opfer gefallen) mit heute längst vergessenen Helden wie Billy Jenkins oder Tom Prox: ziegelsteindicke Schmöcker im Supronyl-Einband, gedruckt auf billigem, dickem Papier, das durch den jahrelangen Gebrauch oft fleckig und unansehnlich geworden war. In späteren Jahren traten dann die damals neu aufkommenden Heftrromane an ihre Stelle; aber auch da bevorzugte meine Mutter Western und Kriminalromane – Liebesromane las sie nie und gehobene Literatur schon gar nicht.

Nachdem ich als einer der Letzten in meiner Klasse gegen Ende des ersten Schuljahres endlich begriffen hatte, wie diese magische Praktik – das Lesen – funktionierte, war auch vor mir kein Buch mehr sicher. Nach den ersten Kinderbüchern las ich bald mit wachsender Begeisterung dieselbe Art von Trivialliteratur wie meine Mutter; hinzu kamen allerdings auch kindgerechtere Werke wie die Orient- und die Wildwest-Erzählungen von Karl May (natürlich ohne zu ahnen, daß ich später einmal selber welche schreiben würde), Astrid Lindgrens Kalle-

Blomquist-Romane, Rolf Ulricis Kapt'n-Konny-Geschichten und nicht zuletzt eine von Martin und Ruth Koser-Michaëls wunderbar farbig illustrierte Ausgabe der *Erzählungen aus Tausend und eine Nacht* aus dem Knauer-Verlag.

Und dann natürlich die Comics: MICKY MAUS, FIX UND FOXI, FELIX (mit den aus dem Niederländischen übersetzten Geschichten über Ulla und Peter und ihren bärenstarken Freund, den Urmenschen Wastl, die ich auch heute noch jederzeit Hergés Tim & Struppi vorziehe), DER HEITERE FRIDOLIN (die leider nur relativ kurzlebige deutsche Ausgabe von »Spirou«, in der neben Spirous/Fridolins Abenteuern und verschiedenen anderen Serien auch die ersten Lucky-Luke-Comics auf Deutsch erschienen), NICK, TIBOR und SIGURD von Hansrudi Wäscher, dazu die MECKY-Comics in der Fernsehzeitschrift HörZu mit den dazugehörigen querformatigen Bilderbüchern, PETZI, die ILLUSTRierten KLASSIKER, die mir in Comic-Form schon sehr früh die großen Werke der angelsächsischen Literatur von Charles Dickens bis Joseph Conrad nahebrachten, und schließlich Tove Janssons MUMIN, dessen surreale Abenteuer jahrelang als Tagesstrip in der Westfälischen Rundschau erschienen, die meine Eltern als Tageszeitung abonniert hatten und bei der ich viele Jahre später einen Teil meiner Ausbildung zum Journalisten absolvieren sollte.

1964 entdeckte ich die Science Fiction – anfangs nicht in Form der damals noch nicht so verbreiteten Taschenbücher, sondern durch die »Groschenhefte« der Reihen TERRA, TERRA EXTRA, TERRA SONDERBAND, UTOPIA, MARK POWERS oder PERRY RHODAN. Ganz so anspruchslos, wie es im Rückblick erscheinen mag, waren die Heftromane der damaligen Zeit aber keineswegs. In den frühen 60er Jahren kam es nämlich durchaus vor, daß in manchen Reihen Romane von Stanislaw Lem oder



Kurzgeschichten von Philip K. Dick und James Graham Ballard erschienen – frühe Leseerfahrungen, die mich entscheidend geprägt haben.

Fasziniert von dieser neuen Literaturgattung, war es wohl unvermeidlich, daß ich bald den Wunsch verspürte, selbst derartige Romane zu schreiben. Also unternahm ich erste Versuche in dieser Richtung, aber die scheiterten regelmäßig schon nach ein paar Seiten. Dann allerdings, an einem schönen Sommertag des Jahres 1966, erwachte ich mit der über Nacht fix und fertig entstandenen Idee für eine eigene groß angelegte Science-Fiction-Geschichte. Ich stand auf, setzte mich an meinen Schreibtisch, nahm ein leeres 32-seitiges Schulheft zur Hand und begann den ersten Roman der Serie JERRY CUNNING – DER HELD DER STERNE. In den nächsten Tagen folgte auf das erste Heft ein zweites, ein drittes, ein viertes ... Ein paar Hefte später zeigte ich diese ersten zusammenhängenden literarischen Versuche meinem Schulfreund Matthias, der hellauf begeistert war und den Wunsch äußerte, als Co-Autor in die Serie einsteigen zu dürfen. Fortan schrieben wir unser großes Weltraumabenteuer also gemeinsam, wobei sich jeder von uns einen ganzen Strauß an Pseudonymen zulegte – zum einen, um auf diese Weise vor uns selbst den Eindruck einer *richtigen* SF-Serie zu erzeugen, zum anderen, um unter verschiedenen Namen verschiedene Erzähltechniken und -stile ausprobieren zu können.

Nach zwei Jahren hatten wir nicht weniger als 125 (!) Hefte mit unserer Zukunftssaga gefüllt; dazu kamen noch ungefähr zwanzig »Taschenbücher« (= 64-seitige Schulhefte) mit ergänzenden »Romanen« und Kurzgeschichten. Wie nicht anders zu erwarten, begann sich diese regelmäßige schriftstellerische Arbeit mit der Zeit höchst unvorteilhaft auf unsere Schulnoten auszuwirken. Zuerst stieg darum Matthias aus der Serie aus, und danach hatte auch ich keine Lust mehr, die Weltraumabenteuer unseres Helden alleine fortzuspinnen.

1969, also im zarten Alter von 16 Jahren, fühlte ich mich allmählich reif genug, um zum ersten Mal einen »richtigen« Roman in Angriff zu nehmen. Er trug von Anfang an den Titel *Nijha, der Attentäter*, und seine Fertigstellung zog sich mit vielen Pausen und Unterbrechungen ein ganzes Jahr lang hin. Es ist die Geschichte eines Mannes namens Nijha, der eines Tages ohne Erinnerungen in einer geheimnisvollen Station erwacht und den Auftrag erhält, durch die Milchstraße zu reisen und auf einem fernen Planeten einen bekannten Politiker zu ermorden. Nijha führt seinen Auftrag kaltblütig aus, entdeckt aber unterdessen, daß er keine reine Mordmaschine ist, sondern ein Gewissen besitzt. In der zweiten Hälfte des Romans macht er sich daran, die Hintergründe seines mörderischen Auftrags aufzudecken, die Hintermänner zur Rechenschaft zu ziehen und seine eigene Identität zu ergründen. (Und wer jetzt an die Filme der *Bourne*-Trilogie denken muß – die waren ein paar Jahrzehnte später ...!)

Schon beim *Nijha* geht es demnach um zwei Themenkomplexe, die mich auch später immer wieder beschäftigen sollten: nämlich zum einen die Frage von Schuld und Sühne und zum anderen die Frage der Identitätsbildung. Als das Manuskript endlich fertiggestellt war, mußte es zunächst einmal abgetippt werden, denn natürlich hatte ich es von Anfang bis Ende mit der Hand geschrieben – Computer gab es damals in Privathaushalten schließlich noch nicht, und die in wissenschaftlichen Institutionen und beim Militär waren meist so groß wie ein ganzes Haus und wurden von ihren Programmierern mit Lochkarten gefüttert. Das fertige Typoskript schickte ich dann hoffnungsvoll an den einzigen Verlag, der für mich damals in Frage kam, nämlich Moewig. Aber anstatt mich mit offenen Armen als neuen TERRA- oder gar PERRY RHODAN-Autor willkommen zu heißen,

landete postwendend eine Ablehnung in meinem Briefkasten; offenbar hatte man den Roman nicht einmal gelesen, weil schon die Form des Typoskripts den vollkommen unerfahrenen Amateur hatte erkennen lassen. Das tat ganz schön weh, aber glücklicherweise ließ ich mich davon nicht auf Dauer beirren. Tatsächlich erschien *Nijba, der Attentäter* am Ende zwar mit großer Verspätung, aber immerhin in unveränderter Form 1974 als Band 149 der SF-Hefereihe des Zauberkreis-Verlags.

Eigentlich unglaublich, daß das alles nun schon 50 Jahre – ein halbes Jahrhundert – her ist!

Natürlich hat sich mein literarischer Geschmack in diesen fünf Jahrzehnten immer mehr erweitert und verfeinert; was jedoch gleichgeblieben ist, das ist meine Liebe zur Genreliteratur im allgemeinen und zur Science Fiction und Phantastik im besonderen. »Literarisches Schreiben«, wie es heute an manchen Hochschulen gelehrt wird, hat mich hingegen nie wirklich interessiert. Allerdings hat sich (so hoffe ich jedenfalls) mein schriftstellerisches Handwerkzeug im Laufe der Zeit auf eine Weise weiterentwickelt, die es mir heutzutage ermöglicht, Geschichten zu erzählen, die ich in jüngeren Jahren noch nicht hätte erzählen können. Einige davon werden Sie auf den nächsten Seiten lesen.

## Geschichten

### Gucky in the Sky with Diamonds Eine wahre Geschichte

Die 1960er Jahre waren eine großartige Zeit für jugendliche Musik- und Science-Fiction-Fans. 1961 war die Perry-Rhodan-Serie gestartet, und 1962 hatten die Beatles ihre erste eigene LP veröffentlicht. 1963, in dem Jahr also, in dem ich in meiner Heimatstadt Hagen aufs Gymnasium wechselte, starteten sie und die Rolling Stones so richtig durch. Die Welle der Beat-Musik schwappte nun langsam auch nach Deutschland hinüber und löste die Leidenschaft einer früheren Generation für Elvis Presley und den Rock 'n' Roll ab. Bis ich selbst mich dafür begeistern konnte, dauerte es allerdings noch ein wenig länger, genauer gesagt bis zu jenem Donnerschlag, mit dem das Sergeant-Pepper-Album der Beatles 1967 auf der Szene erschien. In die Welten der Science Fiction war ich da aber schon längst eingetaucht und las praktisch alles, was mir an SF-Literatur in die Finger kam – darunter natürlich auch Perry Rhodan, der etwa um die Mitte des Jahrzehnts herum unsere heimatliche Milchstraße längst hinter sich gelassen hatte und mit Hilfe einer Straße aus Sonnentransmittern in die mehr als 1,5 Millionen Lichtjahre entfernte Andromeda-Galaxis aufgebrochen war. Unter meinen Mitschülern war ich keineswegs der einzige, der sich für ein derartig kühnes Unterfangen begeisterte. Ein paar Freunde von mir lasen die Serie ebenfalls voller Begeisterung, und selbst viele von denen, die sich nicht so sehr für Science Fiction interessierten, kannten zumindest deren Hauptpersonen, allen voran natürlich den liebenswerten Mausbiber Gucky mit seiner wunderbaren Kuscheltier-Erscheinung samt Nagezahn und Birschwanz, den sein »Vater« – der Science-Fiction-Fans

vor allem unter dem Pseudonym »Clark Darlton« bekannte Walter Ernting – in zahlreichen Romanen so unnachahmlich beschrieben hat. Gucky mochten eigentlich alle, auch wenn es zwei einander unversöhnlich gegenüberstehende Fraktionen gab, was die Aussprache seines Namens betraf. Die einen beharrten darauf, ihn treudeutsch »Gucky« auszusprechen, die anderen hingegen zogen die amerikanische Form der Aussprache, also »Gacky« vor. Ich selbst gehörte übrigens zur »Gucky«-Fraktion, da »Gacky« mir dann doch zu sehr nach Hühnerhofklang.

Das alles muß ich wohl vorausschicken, damit die nachfolgende wahre Geschichte für Menschen, die nicht meiner Generation angehören, überhaupt verständlich wird. Aber zurück zu Sergeant Pepper.

Als das Album erschien, waren aus Amerika bereits seit längerer Zeit Gerüchte über eine neue »psychedelische« Wunderdroge selbst bis an unsere Provinzlerohren gedrungen, eine Substanz, die denjenigen, die sie einnahmen, vollkommen neue Wahrnehmungswelten eröffnen sollten, weswegen sie besonders unter Rockmusikern sehr beliebt war. Die Rede ist natürlich von Lysergsäure-Diäthylamid-25 oder kurz: LSD. Genau von dieser Substanz handelte, davon waren wir als Fans fest überzeugt, auch John Lennons Sergeant-Pepper-Komposition »Lucy in the Sky with Diamonds«. »Lucy«, »Sky«, »Diamonds« – die drei groß geschriebenen Anfangsbuchstaben im Titel ergaben nun einmal das Kürzel »LSD«. Da mochte John Lennon in einem Interview noch so sehr darauf beharren, er habe sich bei diesem Text nur von einem Bild inspirieren lassen, das sein Sohn Julian in der Schule gemalt habe und das eben dessen Klassenkameradin Lucy zeige, wie sie umgeben von Diamanten mit ausgebreiteten Armen am Himmel schwebt. Wie das so unter Fans manchmal ist: Wir wußten es besser als der Schöpfer des Textes und blieben deshalb unbeirrt bei unserer Meinung: »Lucy in the

Sky with Diamonds« beschrieb einen LSD-Trip. Punktum!

In den folgenden Jahren folgten immer neue Berichte über die phantastischen Wirkungen dieser Wunderdroge, und irgendwann – es mag so um 1969 gewesen sein – verspürte auch ich in meiner jugendlichen Unbedarftheit das Bedürfnis, einmal einen Versuch mit LSD zu unternehmen. Das erzählte ich auf dem Schulhof einem Bekannten aus einer anderen Klasse, mit dem ich mich manchmal in den Pausen unterhielt. »Kein Problem«, meinte der. »Ich kann dir welches beschaffen.« Erstaunt, daß es so einfach sein sollte, in Hagen an eine derart legendäre Substanz wie LSD zu kommen, verabredete ich mich daraufhin mit ihm für einen der nächsten Nachmittage. Als wir uns dann tatsächlich in der Innenstadt trafen, führte er mich schnurstracks in die übelbeleumundete Bar- und Puffstraße Hagens, wo er – ganz Teenager von Welt – in eine bereits am Nachmittag geöffnete Bar trat und mir mit einem Wink bedeutete, ihm nur getrost zu folgen. Im Innern wechselte er ein paar geflüsterte Worte mit dem Barkeeper, der gerade den Tresen wischte. »Zehn Mark«, sagte dieser, und ich schob ihm den verlangten Geldschein hin. Im Gegenzug erhielt ich eine in Stanniol eingepackte Tablette, und das war's dann auch schon. Draußen verabschiedeten mein Kumpel und ich uns voneinander, und ich stieg in den nächsten Bus nach Vorhalle (dem Vorort, in dem ich wohnte). Auf dem Heimweg beschloß ich, den Versuch gleich am selben Tag zu wagen, bevor mich der Mut dazu wieder verließ, denn ein wenig mulmig war mir schon bei dem Gedanken, was für ein Abenteuer mir wohl in jenen psychedelischen Welten bevorstehen mochte, die ich mit Hilfe der Chemie zu erkunden gedachte. Noch vor dem Abendessen schluckte ich also die Tablette. Das war ein Fehler, denn kurz darauf rief mich meine Mutter an den Abendbrottisch.

Zu Mittag hatte es bei uns unter anderem Gurkensalat gegeben, aber angesichts der bevorstehenden Verabredung in der Stadt hatte ich vor Nervosität keinen rechten Appetit darauf gehabt. Deshalb schob mir meine Mutter nun das Schälchen mit dem Gurkensalat wieder hin und meinte liebevoll: »Der gehört noch dir.« Worauf ich unvermittelt und völlig ungewollt grenzdebil zu kichern begann und antwortete: »In erster Linie gehört der Gurkensalat doch wohl sich selbst, oder nicht?«

Meine Eltern starrten mich beunruhigt an. Hatte der Junge etwa getrunken?

Ich versuchte mich zusammenzureißen, aber das gelang mir nur mit äußerster Mühe. Immer wieder stieg ein kaum bezähmbares Kichern in meiner Kehle hoch, und wenn ich mich nicht sehr beeilte, würden meine Eltern sich wirklich Sorgen machen und womöglich nachfragen, was ich denn um alles in der Welt bloß hätte. Nein, nur das nicht! Also schlang ich meine belegten Brote und die Reste des sich selbst gehörenden Gurkensalats so rasch wie möglich herunter und verabschiedete mich mit der Begründung, ich hätte noch Schularbeiten zu machen, in mein Zimmer.

Und dort geschah ... nichts.

Na ja, jedenfalls fast nichts. Die Wände begannen ein wenig zu wabern, Farben intensivierten sich, und hin und wieder wurde ich von neuen Kicheranfällen geschüttelt. Als ich an diesem Abend früher als gewöhnlich zu Bett ging, um auf diese Weise unangenehmen Fragen meiner Eltern auszuweichen, pulsierte auch die Dunkelheit ein bißchen, aber das war es dann auch schon. Und das sollte ein LSD-Trip sein?

Auf weitere Experimente mit psychedelischen und anderen Drogen verzichtete ich von da an. Dazu war mein Taschengeld nämlich viel zu knapp bemessen – zehn D-Mark für so etwas? nein danke! – und außerdem hatte mir schon dieser eine Versuch gezeigt, wie unangenehm es sich

anfühlte, unter dem Einfluß irgendwelcher chemischer Substanzen die Selbstkontrolle zu verlieren.

Was ich damals in Wirklichkeit geschluckt habe, ist mir bis heute unklar – LSD war es jedenfalls nicht.

Mehr Glück – wenn man in dieser Hinsicht überhaupt von »Glück« sprechen kann – hatte da schon mein etwas älterer Freund und Klassenkamerad Puckel, den ich hier natürlich nur bei seinem Spitznamen nennen werde, den er wohl seiner beim Gehen leicht gekrümmten, also »buckligen« Körperhaltung verdankte. Daß er gelegentlich gerne mal ein Haschpfeifchen rauchte, wußte ich wohl, aber wie es ihm gelungen war, sich richtiges LSD zu beschaffen, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Vielleicht hatte es ihm ja jemand aus der Diskothek »Paradiso« in Amsterdam mitgebracht, zu jener Zeit als Hauptumschlagplatz für alle möglichen Arten von Drogen ein beliebtes Ziel westdeutscher Jugendlicher unseres Alters. Erst viel später hörte ich, daß sogar das beschauliche Hagen sich in der damaligen Zeit längst ebenfalls zu einem wichtigen Umschlagplatz für aus Holland eingeschmuggelte Drogen entwickelt hatte, bevor Dortmund in späteren Jahren diese Rolle übernahm. Vielleicht hatte Puckel also einfach nur eine bessere Quelle aufgetan als ich.

Statt wie ich in meiner grenzenlosen Naivität eine Entdeckung durch die Eltern zu riskieren, wartete Freund Puckel klugerweise einen Tag ab, an dem sowohl sein Vater als auch seine Mutter außer Haus waren. Dann erst warf er das LSD ein und harrete in stiller Vorfreude der Dinge, die da kommen würden.

Die ersten Wirkungen setzten rasch ein, aber vom ersten Augenblick an lief dabei nicht alles wirklich nach Plan. Wie er es sich beim Rauchen seines Haschpfeifchens angewöhnt hatte, nahm er auch diesmal so in seinen Lieblingssessel Platz, daß sein Blick genau auf eine Op-Art-



Tapete fiel, mit der er die eine Wand seines Zimmers geschmückt hatte. Diese Tapete mit ihrem regelmäßigen Gittermuster aus kleinen rosa Punkten war eine wahre Monstrosität, ein psychedelisches Ungeheuer, das ich schon in völlig nüchternem Kopf immer als unerträglich empfunden hatte. Starrte man nämlich direkt darauf, entstanden unweigerlich optische Täuschungen im Gehirn des Betrachters. Aus dem Punktmuster wurden wild tanzende Kreise und Spiralen, die in mir ein so starkes Gefühl der Übelkeit auslösten, daß ich mich bei meinen Besuchen in Puckels Zimmer stets mit dem Rücken zu dieser Tapete hinsetzte, um sie nur ja nicht anschauen zu müssen. Puckel hingegen schien damit offenbar nicht die geringsten Schwierigkeiten zu haben – jedenfalls nicht bis zu diesem Tag.

Unter dem Einfluß des LSDs wurde mit einem Mal alles anders. Was beim Haschrauchen noch angegangen sein mochte, verwandelte sich jetzt in einen absoluten Overkill. Die schiere Aggressivität der Kreise und Spiralen, ihr offenkundiges Bedürfnis, ihn in sich aufzusaugen, löste jähe Panikanfälle in ihm aus. Plötzlich wollte er nur noch weg, hinaus aus diesem Zimmer. Je mehr Abstand er von der Tapete gewann, die ihn zu verschlingen drohte, desto besser. Natürlich – er mußte unbedingt dorthin, wo es keine bedrohlichen Tapeten gab, sondern Menschen, und zwar am besten jede Menge davon. Also: Nichts wie ab in die Innenstadt!

Und dann plötzlich war er tatsächlich in der Innenstadt, auch wenn ihm jegliche Erinnerung daran fehlte, wie er dort hingekommen sein mochte. Vielleicht war er ja geflogen, vielleicht auch teleportiert – egal. Hauptsache, er war jetzt unter Menschen, und dieser Albtraum endete so rasch, wie er begonnen hatte. Aber das tat er nicht, und auch die Panik, die er schon in seinem Zimmer gespürt hatte, blieb unverändert stark. Die Menschen, in die er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, kamen ihm mit einem

Mal nur noch fremd und feindselig vor – graue Gestalten, die ihn mit ihren Blicken zu belauern schienen. Er konnte diese Blicke förmlich auf der Haut spüren, nadelspitz bohrend und ebenso aggressiv wie die Spiralen seiner Tapete. Es war völlig klar: Man wollte ihm Böses, und dazu paßte es, daß die Gebäude links und rechts der Straße wie überdimensionierte Grabsteine aufragten und die Ladenschilder, an denen er vorüberkam, ihm grauenhafte Todesbotschaften zuflushten.

Immer verzweifelter stolperte er weiter, bis seine Füße ihn mehr aus Zufall in den Hagener Volkspark trugen, wo er schon so manches Konzert der Beatbands gehört hatte, die in der Konzertmuschel mitten im Park auftraten. Das ist ein guter Ort, dachte er, hier werde ich mich sicher fühlen ... aber warum beugten sich die Bäume nur so aggressiv zu ihm herunter, und wieso war das Gras zu seinen Füßen so böseartig schwarz und tot? Auch der Volkspark stellte also keine sichere Zuflucht dar! Das war der Moment, in dem ihn endgültig abgrundtiefe Verzweiflung übermannte. Er würde STERBEN, dessen war er sich jetzt vollkommen gewiß, wenn nicht ... wenn nicht ...

Genau! Er brauchte unbedingt einen Menschen, mit dem er sprechen konnte – richtig SPRECHEN. Einen Freund, der Verständnis für seine Lage hatte und der ihm half, einen Ausweg aus dem mörderischen Labyrinth dieses Höllentrips zu finden. Und da fiel ihm im Moment nur einer ein, dem er das zutraute.

In der Zeit, in der diese Geschichte spielt, gab es natürlich noch keine Handys und erst recht keine Smartphones. Stattdessen standen überall gelbe Telefonzellen herum, von denen aus man mit Hilfe eines Münzfernsprechers andere Menschen anrufen konnte. Puckel stürzte also geradewegs in die nächstgelegene und kramte ein paar Zehnpfennig-Stücke, die er immer bei sich trug, aus der Hosentasche. Dann wählte er mit zitternden Fingern die Nummer, die ihm als erstes eingefallen war.

Meine.

Oder, genauer gesagt: die meiner Eltern.

Ich lag zu diesem Zeitpunkt zuhause in meinem Zimmer auf dem Sofa und las – sicherlich einen Science-Fiction-Roman, auch wenn ich mich beim besten Willen nicht mehr an den Titel erinnern kann. Es waren Sommerferien, die letzten vor dem Abitur, die Sonne lachte zum Fenster herein, und meine Großmutter hatte an diesem Morgen in unserem hinter dem Haus gelegenen Garten köstlich frische Mohrrüben geerntet, von denen ich gerade einige parallel zu meiner Lektüre genußvoll verzehrte: KNACK ... schnürps, schnürps ... KNACK ... schnürps, schnürps ...

Da klingelte das Telefon.

Mit einem Seufzer des Bedauerns legte ich das Buch beiseite, stand auf und trat hinaus auf den Flur, wo auf einem kleinen Schränkchen das Telefon stand. Daneben lagen ein Notizblock und ein Stift, damit ich Namen und Telefonnummern etwaiger Anrufer notieren konnte. Mein Vater betrieb nämlich ein kleines Baugeschäft, und es kam regelmäßig vor, daß irgendwelche Bauherren, Architekten oder Materiallieferanten anriefen. Waren, so wie heute, weder mein Vater noch meine Mutter daheim, nahm ich die entsprechenden Gespräche an, damit mein Vater abends zurückrufen konnte. Mit einem solchen geschäftlichen Anruf rechnete ich auch diesmal, und tatsächlich habe ich nicht die geringste Ahnung, warum ich die abgebissene Möhre, die ich gerade in der Hand hielt, trotzdem mit zum Apparat nahm. Jedenfalls tat ich es, und das sollte den nachfolgenden Ereignissen einer überraschende Wendung geben.

Das Klingeln brach ab, als ich den Hörer aufhob und mich meldete. »Burgdorf.«

»Bist du das, Ulli?«

Die Stimme klang gehetzt, ja geradezu panisch, aber trotzdem erkannte ich sie sofort. »Ach, hallo, Puckel«, sagte ich. »Was gibt's denn?«

Wäre der Anrufer ein Geschäftsfreund meines Vaters gewesen, hätte ich mich natürlich niemals dazu hinreißen lassen, während des Telefonats in die mitgebrachte Möhre zu beißen. Aber es war ja nur Puckel, und dem machte es sicher nichts aus, wenn ich während unseres Gesprächs noch das ein oder andere Stück von dieser köstlich frischen Mohrrübe abbiß, oder?

Also tat ich genau das.

KNACK ... schnürps, schnürps ...

»Was MACHST du da?« Die Panik in Puckels Stimme wurde immer stärker.

»Ich esse eine Möhre. Wieso?« Und dann nahm ich gleich noch einen weiteren Bissen. Das Ding war ja sowas von lecker! KNACK ... schnürps, schnürps ...

Ein unartikulierter Aufschrei drang aus dem Hörer, und dann war die Leitung mit einem Mal tot. Puckel hatte aufgelegt.

Irgendwie merkwürdig, dachte ich. Aber was sollte ich schon tun? An den Verkehrsgeräuschen im Hintergrund hatte ich erkannt, daß Puckel nicht von zuhause aus anrief, sondern sich offenbar in einer Telefonzelle befand; zurückrufen konnte ich also nicht. So blieb mir nur, mich achselzuckend zurück auf mein Sofa zu begeben und dort die unterbrochene SF-Lektüre wieder aufzunehmen. Und natürlich, weiter Möhren zu schnürpsen. Schließlich würde Puckel mir in ein paar Tagen, wenn die Ferien vorüber waren, bestimmt erzählen, was zum Teufel ihn bei diesem seltsamen Telefonat geritten hatte.

Sorgen um ihn machte ich mir in diesem Moment eigentlich nicht. Aber schließlich hatte ich ja auch nicht die geringste Ahnung von dem, was sich gleichzeitig fern von Vorhalle in der Innenstadt abspielte.

WIE ENTSETZLICH!

Etwas Ungeheuerliches war geschehen. SEIN BESTER FREEUND ULLI HATTE SICH IN DEN MAUSBI-BER GUCKY VERWANDELT! Während er sich an den Münzfernsprecher klammerte, um vor Schock nicht um-zusinken, sah Puckel den Ärmsten ganz deutlich vor sich, das Gesicht durch einen riesigen Nagezahn und ein Paar Puschelohren entstellt, am Hinterteil nun mit einem plat-ten Biberschwanz ausgestattet ... Aber wenn das der Fall war, dann konnte jetzt wirklich ALLES passieren!

Und damit begann der Horrortrip nun endgültig außer Kontrolle zu geraten.

Die Menschen, die Puckel entgegenkamen, als er regel-recht aus der Telefonzelle flüchtete, in der ihm diese fürchterliche Offenbarung zuteil geworden war, waren plötzlich ebenfalls keine Menschen mehr. Sie alle hatten sich genau wie der arme Ulli in Außerirdische verwandelt, insektoide oder tentakelbewehrte Monstrositäten, die sich mit weit aufgerissenen Beißkiefen, Schnäbeln und Mäu-lern ihrem Opfer, nämlich Puckel, näherten, um es ent-weder bei lebendigem Leib aufzufressen oder – was noch schlimmer war – es zu einem der ihren zu machen, zu ei-nem schleimigen Blob vielleicht oder zu etwas, das sich ein Mensch in seinen schlimmsten Alpträumen nicht aus-zumalen vermochte. Im Grunde gab es nur noch eine Lö-sung: Er, Puckel, mußte sich töten, bevor die Aliens über ihn herfielen und mit ihm taten, was immer sie mit ihm tun wollten. Aber wie sollte er das nur anstellen? Sich viel-leicht vor ein Auto oder, noch besser, vor einen Bus wer-fen? Ja, so würde es sicherlich gehen – jedenfalls, wenn sich nicht alle Kraftfahrzeuge dieser Erde inzwischen in tief fliegende Raumschiffe der Außerirdischen verwandelt hatten! Oder vielleicht gerade dann? Und darum stolperte er wie in Trance aus dem Volkspark hinaus, der nächsten Hauptstraße entgegen.

In diesem Augenblick betrat ein rettender Engel die Szene.

Er trug den für einen Engel vielleicht etwas unpassenden Namen »Fritte«, was nichts über sein Wesen, dafür aber umso mehr über seine bevorzugte Nahrung aussagte. Abgesehen davon, daß er Pommes frites liebte, war er Schlagzeuger in der Band eines anderen unserer Klassenkameraden. Er war ein paar Jahre älter als wir und besaß deshalb bereits einen Führerschein. Von seinem ersten selbstverdienten Geld – neben der brotlosen Kunstausübung in einer Rockband spielte er auch noch in verschiedenen Tanzkapellen, was ihm im Laufe der Zeit ein hübsches Sümmchen einbrachte – hatte er sich einen rostigen alten VW-Bulli gekauft, um damit sein Schlagzeug zu transportieren. Auch sonst kreuzte er gerne mit dieser Rostkarre durch die Gegend, während er sich vorstellte, in einem teuren Ami-Schlitten zu sitzen und über den Santa-Monica-Boulevard zu cruisen. Wie der Zufall es wollte, war er genau zu dem Zeitpunkt in der Nähe des Volksparks unterwegs, als Puckel auf den Bürgersteig gewankt kam und mit drogenumnebelten Blick nach irgend etwas Ausschau hielt. Daß es ein Raumschiff war, vor das er sich werfen konnte, falls es keine Autos und Busse mehr gab, wußte Fritte natürlich nicht, aber er erkannte auf der Stelle, daß mit Puckel irgend etwas ganz und gar nicht stimmte. Angesichts seiner eigenen Erfahrungen mit diversen Rauschmitteln war sein erster Gedanke: »Mann, der ist aber auf einem schlechten Trip!« Und weil er ein gutes Herz hatte, trat er sofort auf die Bremse, so daß der Bulli mit quietschenden Reifen zum Stehen kam.

Mochte Puckel zu diesem Zeitpunkt auch noch so weggetreten sein – an irgend etwas erkannte er Fritte und dessen Bulli, statt ihn für einen weiteren Außerirdischen zu halten, der ihm ans Leder wollte. Und als Fritte ihm nun freundschaftlich den Arm um die Schultern legte und ihn fragte, ob er ihm vielleicht helfen könne, da war er einfach

nur erleichtert und durchaus bereit, die ihm angebotene Hilfe anzunehmen. Ganz so einfach gestaltete sich das dann aber doch nicht, da der Abstand vom Bürgersteig zum Bulli in der Science-Fiction-Welt seines Horrortrips plötzlich jenem Abstand entsprach, der unsere Milchstraße von der Andromeda-Galaxis trennt. Wie sollte er bloß diese anderthalb Millionen Lichtjahre überwinden? Bis er es geschafft hatte, würden ja selbst bei Lichtgeschwindigkeit (die er sich in diesem Moment durchaus zutraute) anderthalb Millionen Jahre vergehen, und auf einer so lange Reise würde er ganz gewiß den Verstand verlieren und als sabbernder Idiot in Andromeda ankommen ... Zum Glück löste Fritte das Problem ganz pragmatisch, indem er sich in einen menschlichen Sonnentransmitter verwandelte und Puckel ganz einfach mit sanfter Gewalt über die intergalaktische Distanz zwischen Bordstein und Bulli ins Fahrzeuginnere beförderte. Für Fritte dauerte dieser ganze Vorgang nur ein paar Sekunden, für Puckel jedoch immer noch eine halbe Ewigkeit – eine relativistische Zeitdehnung der drogeninduzierten Art, von der sich Albert Einstein ganz bestimmt nichts hatte träumen lassen.

Einmal im Innern des Bullis angekommen, fühlte Puckel sich zum ersten Mal seit Beginn dieses Horrortrips plötzlich vollkommen geborgen, und darum ließ er es gerne mit sich geschehen, als er von Fritte auf eine abgelegene Waldlichtung gefahren wurde, wo niemand die beiden stören würde, während Fritte ihn langsam und mit aller gebotenen Vorsicht aus der Hölle wieder in die Normalität hinüberleitete, eine Redekur, die bis tief in die Nacht dauerte und wahrscheinlich sogar Sigmund Freud Hochachtung abgenötigt hätte. Erst dann, als er ganz sicher war, daß die letzten Spuren von Lysergsäure-Diäthylamid-25 im Blut seines Patienten kein Unheil mehr anrichten

konnten, fuhr Fritte Puckel schließlich nach Hause, verabschiedete sich dort von ihm und verschwindet damit aus unserem Blickfeld.

Diese Geschichte hätte ich gerne Walter Ernsting erzählt, aber leider habe ich ihn nur einmal, nämlich auf dem SFCD-Con in Kleve, aus der Ferne gesehen, ihn aber nie persönlich kennengelernt. Anfang 2005 ist er dann gestorben, so daß es nun leider ein für allemal zu spät dafür ist.

Auch Puckel weilt nicht mehr unter den Lebenden. Eine heimtückische Krebserkrankung hat unsere langjährige Freundschaft im Jahre 2012 viel zu früh beendet, und nun ruht seine Asche auf dem Zentralfriedhof in Wien, jener Stadt seiner Träume, in die er Ende der 1980er Jahre ausgewandert war.

Was aus Fritte geworden ist, weiß ich nicht.

Und so bleiben jetzt also nur noch zwei der Hauptpersonen dieser Geschichte übrig: ich, der Sterbliche hier unten auf der Erde, der ich diese wahre Geschichte aufgeschrieben habe, wobei ich nur ein paar Details, die Puckel mir nie erzählt hat, mit Hilfe meiner Phantasie ergänzen mußte, und natürlich Gucky, der unsterbliche Mausbiber, dort droben am Himmel mit Diamanten in seinem Perryversum. Dem würde ich diese Geschichte natürlich auch gerne einmal erzählen, und womöglich liest er sie nun, da sie gedruckt vorliegt, eines Tages, wenn ihn eine seiner Missionen als selbsternannter »Retter des Universums« in unsere Welt und unsere Zeit entführt. Ich hoffe, er amüsiert sich dann darüber. Vielleicht schenkt er mir zum Dank ja sogar eine seiner selbst gezogenen Mohrrüben, die bestimmt noch viel, viel schnürpsiger und leckerer sind als die aus dem Garten hinter meinem Elternhaus. Oder einen Zellaktivator. Schön wär's.



## Der Frevel des Waka-teh

Der Mann ohne Gesicht lag rücklings im Schnee und starrte aus leeren Augenhöhlen in den stahlblauen Himmel. Auf dem endlosen Schneefeld ringsum zitterten Myriaden von winzigen Regenbögen, erzeugt von feinen Eiskristallen, die das Licht der tief stehenden Sonne brachen und es in allen Farben des Spektrums auf die weiße Fläche warfen. Mit einer dünnen Schicht aus Eiskristallen war auch das überzogen, was vom Gesicht des indianischen Kriegers noch übrig war. Nicht nur seine Augen waren verschwunden, sondern auch seine Nase, die Wangen, die Stirn und die Lippen. Geblieben war nur eine weiße Maske aus gleichsam blank gescheuerten Knochen.

Der Eindruck der gesamten Szenerie war so unwirklich, daß ich mir vorkam wie in einem Traum, aus dem ich im nächsten Augenblick würde erwachen müssen. Aber die schneidende Kälte – es mochten an die dreißig Grad Celsius unter Null sein – rief mich alsbald wieder in die Wirklichkeit zurück. Langsam ließ ich mich neben dem Toten auf ein Knie sinken und stupste den Leichnam hier und da ganz vorsichtig an.

»Steif gefroren«, rief ich meinem Begleiter zu, der aber antwortete nicht. Stattdessen setzte er nur seinen Rundgang fort, der ihn in einem weiten Bogen um die Stelle herumführte, an der wir den Toten entdeckt hatten. In der Stille, die uns wie ein Leichentuch umgab, war außer dem Knirschen seiner Schritte im harschigen Schnee nichts zu vernehmen als das erschöpfte Schnauben unserer Pferde, die mit gesenkten Köpfen so dicht hinter mir standen, daß ich ihren warmen Atem in meinem Nacken zu spüren vermeinte. Die Anwesenheit des Toten schien sie nicht aus der Ruhe zu bringen, was wohl daran lag, daß sie den Geruch des Todes bei dieser ungeheuren Kälte nicht zu wittern vermochten.

Wer oder was mochte den Toten bloß so zugerichtet haben? Zwar hatte ich schon erlebt, wie unerfahrene Krieger im Bluttausch des Kampfes Mann gegen Mann bei dem hastigen Versuch, den Skalp eines Getöteten zu nehmen, dem gefallenem Gegner mit ungeschickter Hand nicht nur die Skalplocke mit dem kreisrunden Hautstück darunter genommen, sondern ihm auch ein großes Stück der Kopfhaut mit abgerissen hatten. Auf ähnliche Weise war auch unser alter Freund Sam Hawkens skalpiert worden, was ihn dazu veranlaßt hatte, von da an eine an seiner alten Fellmütze befestigte Perücke zu tragen. Daß allerdings bei einem solchen mißglückten Skalpierversuch das Gesicht des gefallenem Feindes mit abgerissen worden war, davon hatte ich noch nie gehört, und ich vermochte mir auch nicht vorzustellen, wie so etwas möglich sein sollte.

Dann also vielleicht ein Bär? Aber ein aus dem Winterschlaf erwachter Bär hätte dem Mann nicht nur das Gesicht weggerissen, sondern den ganzen Leichnam zerfleischt oder ihn vielleicht in seine Höhle verschleppt, um später davon fressen zu können. Der übrige Körper war jedoch völlig unversehrt, wovon ich mich durch eine rasche Untersuchung überzeugte. Auf den Bauch drehen konnte ich ihn allerdings nicht, denn er war nicht nur zu einem Eisklotz erstarrt, sondern auch mit dem Rücken am Boden festgefroren. Es war also durchaus möglich, daß ihn die Kugel eines Weißen oder ein Indianerpfeil in den Rücken getroffen und seinen Tod verursacht hatte. Eine Austrittswunde an der Brust war jedoch nicht festzustellen, was aber nicht unbedingt etwas besagen wollte, wenn ein Verfolger aus großer Entfernung auf ihn geschossen hatte. In einem solchen Falle hätten wohl weder ein Pfeil noch eine Kugel genügend Durchschlagskraft entwickelt, um nicht nur den Körper, sondern auch die dicke Fellkleidung – und das gleich zweimal, nämlich zuerst im Rücken und dann an der Brust – zu durchdringen.

»Keine Spuren, außer seinen eigenen«, sagte mein Begleiter, dessen Schritte sich nun langsam wieder näherten. »Seine Fußstapfen liegen weit auseinander, also ist er schnell gelaufen, und zwar in gerader Linie.«

»So, als verfolge ihn jemand?«

»Es wäre möglich.« Bei diesen Worten ließ Winnetou – denn niemand anders war mein Begleiter bei dieser Wanderung durch die unendliche Schneewüste der Northern Plains – sich neben mir ebenfalls auf die Knie nieder, um den Leichnam einer genaueren Begutachtung zu unterziehen. »Ein Yanktonai-Nakota«, sagte er. »Seinen Medizinbeutel trägt er noch um den Hals« – er deutete auf die Lederschnüre, die vorne im Kragen der Felljacke verschwanden – »also hat man ihm nur sein Gesicht genommen, nicht aber seine Seele.« Das schien Winnetou sichtlich zu erleichtern, denn wie alle Angehörigen seiner Rasse glaubte er daran, daß die Seele eines Indianers in seinem Medizinbeutel wohnt. Ein indianischer Krieger würde deshalb einem getöteten Feind niemals den Medizinbeutel abnehmen; das taten nur Bleichgesichter oder ehrlose Indianer, die sich mit erbeuteten Medizinbeuteln brüsten wollten, oder aber in seltenen Fällen auch Indianer, die den eigenen Beutel verloren hatten und darum nun einen anderen Krieger töteten, um dessen Beutel und damit auch dessen Identität zu übernehmen.

»Vielleicht ist er ja einfach vor Erschöpfung zusammengebrochen und hier an Ort und Stelle gestorben. Und dann haben sich Raben über das hergemacht, was für sie zugänglich war, nämlich sein Gesicht, bevor er zu einem Eisklotz gefror.«

»Auch das wäre möglich, denn es würde das Fehlen anderer Spuren erklären. Aber ich habe noch nie erlebt, daß Raben oder auch andere Vögel das Fleisch eines Leichnams so restlos von den Knochen gepickt hätten.«

Damit hatte der Häuptling der Mescalero-Apachen natürlich recht. Wie man sie auch drehte und wendete –

die Sache blieb rätselhaft. »Und was machen wir jetzt mit ihm?« fragte ich.

»Wir lassen ihn hier liegen. Unsere Pferde sind zu erschöpft, um ihn tragen zu können. Seine Stammesgenossen werden ihn später heim in ihr Lager holen.«

»Gibt es hier in der Nähe denn ein Lager?«

»Ein paar Meilen nordwestlich von hier ist das Winterlager eines kleinen Stammes. Ich bin schon einmal dort gewesen, vor ein paar Jahren. Und aus Richtung Nordwesten kommen auch die Spuren, die ich gefunden habe.«

»Also gehen wir nach Nordwesten.«

»Ja, und nicht nur, weil wir es dem toten Krieger schuldig sind.« Während wir uns aus unserer knieenden Haltung wieder erhoben, deutete Winnetou hinauf in den unwirklich blauen Himmel. »Spürst du es nicht, Scharlie? Es wird ein Sturm kommen, und zwar sehr bald. Wenn wir nach Süden weiterziehen, könnte er uns überraschen, bevor wir einen Unterschlupf finden. Im Lager der Nakotas aber werden wir sicher sein. Es sind gastfreundliche Leute, die uns gewiß für ein oder zwei Tage beherbergen werden, bis der Sturm vorüber ist.« Und mit diesen Worten griff er nach dem Zügel des einen Pferdes und richtete seine Schritte gen Nordwesten. Ich folgte ihm, das andere Pferd am Zügel führend. Zu reiten hätten wir nicht gewagt, denn einerseits waren die Gäule bereits jetzt vollkommen erschöpft, und zum anderen wäre es viel zu gefährlich gewesen, weil sich unter der trügerisch glatten Oberfläche aus Eis und Schnee immer wieder Löcher und Vertiefungen verbargen, in die ein Pferd so ungeschickt hineintreten mochte, daß es sich unweigerlich ein Bein brechen würde. Deshalb also gingen wir seit dem ersten Schneefall vor ein paar Tagen stets voraus und führten die armen Gäule hinter uns her. Wie gut, daß wir bei unserer Expedition hinauf in den Norden darauf verzichtet hatten, Iltschi und Hatatitla mitzunehmen! Stattdessen

hatten wir uns unterwegs immer wieder mit Reittieren versorgt, die zwar nicht die Schnelligkeit und Ausdauer von ›Wind‹ und ›Blitz‹ besitzen mochten, dafür aber an den Schnee und die Kälte dieser Landstriche gewöhnt waren. Und es wäre wirklich ein Jammer gewesen, unsere edlen Apachen-Rösser unter den Widrigkeiten dieser abweisenden Landschaft leiden zu sehen.

Was uns hier hinauf in den hohen Norden der Vereinigten Staaten und sogar bis über die Grenze nach Kanada – die hier ohnehin nicht mehr war als ein Federstrich auf der Karte eines weißen Geographen – zu den Stämmen der Assiniboine und Anishinabe geführt hatte, darüber werde ich vielleicht eines Tages an anderer Stelle noch berichten. Hier möge es genügen, wenn ich sage, daß wir unsere Aufgabe dort zu unserer vollsten Zufriedenheit erfüllt hatten und uns nun auf dem Rückweg in wärmere Gefilde befanden, die wir eigentlich zu erreichen gehofft hatten, bevor der erste Schnee und die große Kälte unser Vorankommen übermäßig behinderten. Zu unserem Bedauern hatten wir dies jedoch nicht geschafft, und so kam es, daß wir uns unter den eben geschilderten unerfreulichen Bedingungen vorankämpfen mußten. Immerhin war es noch nicht allzu spät im Jahr, und die wirklich schlimmen Monate – die hiesigen Indianer nannten sie den ›Monat des Frosts im Tipi‹, den ›Monat, in dem die Bäume platzen‹ und den ›Monat der entzündeten Augen‹, also der Schneeblindheit – lagen noch ein ganzes Stück entfernt, aber auch so war unsere Reise durch diese weiße Wüste nicht eben angenehm. Tatsächlich hatten wir uns aus großen Rindenstücken, in die wir schmale Schlitze zum Hindurchspähen geschnitten hatten, bereits behelfsmäßige Schutzbrillen gegen die Schneeblindheit gebastelt, jenen neben der eisigen Kälte größten Feind des Reisenden in nördlichen Gefilden, die wir nun, als wir uns wieder in Bewegung setzten, erneut aus der Stirn hinunter vor die Augen schoben.

Die nächsten Meilen legten wir schweigend zurück, dabei immer der Spur folgend, die der flüchtende Mann deutlich sichtbar zurückgelassen hatte. Zum Glück war es vollkommen windstill, so daß die Fußstapfen nicht verweht worden waren. Aber selbst dann wäre es Winnetou mit seinem untrüglichen Orientierungssinn, um den ich als Europäer ihn nur beneiden konnte, zweifellos ohne große Mühe gelungen, das Lager, von dem er gesprochen hatte, sogar in dieser nur gelegentlich von kleinen Wäldchen unterbrochenen Einöde wiederzufinden. So also stapften wir dahin, wobei wir unsere Blicke immer wieder nach rechts, nach links und auch nach hinten schweifen ließen, um bei einem möglichen Überfall gewarnt zu sein. Unsere Gewehre – Winnetous Silberbüchse und mein Henrystutzen ebenso wie mein Bärenröter – staken nämlich noch frisch geölt in dicken Futteralen, die wir an langen Lederriemen über den Rücken geschlungen trugen. Hätten wir sie offen in der Hand gehalten, wäre das Öl der beweglichen Teile womöglich durch die enorme Kälte dickflüssig geworden oder gar zu einer Art Gelee erstarrt, so daß selbst diese so zuverlässigen Waffen uns vielleicht im entscheidenden Moment im Stich gelassen hätten. So etwas zu riskieren, wäre die reinste Dummheit gewesen. Glücklicherweise aber konnten wir in alle Richtungen weit genug blicken, um herannahende Feinde – seien es nun Menschen oder ein aus dem Winterschlaf erwachter Bär – rechtzeitig zu erspähen und genügend Zeit zu haben, uns kampfbereit zu machen, wozu eben auch gehörte, die Gewehre aus ihren Futteralen zu nehmen und sie zu entsichern.

Mit einem Mal blieb Winnetou abrupt stehen. »Dort!« sagte er und deutete voraus. Ich folgte mit meinen Blicken der Richtung, in die sein ausgestreckter Arm wies. Ein ganzes Stück vor uns, so weit entfernt, daß nur Winnetou mit seinen Adleraugen es hatte so früh erspähen können, lag wieder etwas auf dem Schnee. Ein weiterer Toter?

Rasch strebten wir weiter, dem neuen Fund entgegen.  
»Größer als ein Mann«, sagte Winnetou. »Es wird das Pferd des Mannes ohne Gesicht sein.«  
Natürlich hatte er recht. Der Mann ohne Gesicht war also nicht zu Fuß geflohen, sondern er war beritten gewesen. Und hier hatte er sein Pferd zurückgelassen – nein, hatte es zurücklassen *müssen*, denn als wir näherkamen, sahen wir, daß dem armen Gaul das wiederfahren war, was wir unseren Pferden versuchen zu ersparen: Es war in vollem Galopp in ein Schneeloch getreten, hatte sich überschlagen und dabei das Genick gebrochen. Aber selbst wenn es nicht so unglücklich gestürzt wäre, hätte es nicht mehr weiter gekonnt, denn beim Tritt in das Schneeloch hatte es sich bereits ein Bein gebrochen, aus dem die Knochen jetzt spitz in die eisige Luft hinaus stachen. Wie durch ein Wunder mußte es seinem Reiter gelungen sein, sich von dem stürzenden Pferd abzustößen und einige Schritte weiter zu landen, ohne dabei selbst zu Schaden zu kommen. Winnetou wies mich auf die Stelle hin, an der er sich im Schnee abgerollt hatte.  
»Er hat sich nicht einmal um sein Pferd gekümmert, sondern ist sofort aufgestanden und weitergelaufen.« *Wie von Furien gehetzt*, dachte ich bei mir, sprach es aber nicht aus, da Winnetou ja nicht wissen konnte, was Furien waren. In der Sprache der Apachen gab es dafür keinen Ausdruck. Vielleicht hätte ich ›Furien‹ am besten mit ›böse Geister‹ übersetzen können. Stattdessen sagte ich:  
»Er muß in heller Panik gewesen sein. Aber weswegen nur? Hier gibt es immer noch keine Spuren von jemandem, der ihn verfolgt hätte!«  
Winnetous Gesicht umdüsterte sich. »Wir werden die Antwort finden, wenn wir das Lager erreichen«, antwortete er. »Und wir sollten uns beeilen. Der Sturm kommt näher. Ich kann ihn spüren, auch wenn es jetzt noch windstill ist. Merkst du nicht, wie er heraufzieht, Scharlie?«

Einen Augenblick lang blieb ich ganz still stehen und horchte in mich hinein. Eigentlich bin ich nicht sehr wetterfühlig und verlasse mich in solchen Fällen lieber auf ein gutes europäisches Barometer, aber jetzt begann auch ich ein seltsames Vibrieren in meinen Nerven wahrzunehmen. »Du hast recht«, sagte ich. »Der Luftdruck fällt. Es wird ein großer Sturm werden – ein Blizzard. Wir müssen schnellstens das Lager erreichen. Wenn er uns hier im Freien überfällt, sind wir verloren.«

Und so stapften wir weiter, noch schneller als zuvor. Auch jetzt war wieder nichts zu hören als das Knirschen unserer Schritte und der schnaubende Atem unserer Pferde, der, eben noch warm ihrer Lunge entströmend, im Fell rund um die Nüstern und Mäuler sofort zu Eisklumpchen gefror. Nicht, daß es mir so viel besser ergangen wäre als den armen Gäulen, denn auch in meinem Bart sammelten sich immer wieder Eiskrusten, die ich gelegentlich mit den dick behandschuhten Fingern abstreifen mußte. Nur Winnetou blieb von dieser Plage verschont, so daß ich ihn beinahe um seinen mangelnden Bartwuchs beneidet hätte, wäre da nicht der wärmende Schutz gewesen, den mein Bart meinem geröteten und von der Kälte wie erstarrten Gesicht darbot.

»Erzähl mir von diesem Nakota-Lager«, bat ich Winnetou. Je mehr ich wußte, desto besser würde ich für alles gerüstet sein, was uns dort erwarten mochte. »Ist es groß?«

»Eher klein. Keine zwanzig Familien. Ihr Häuptling heißt An-sa-na, ein guter Mann, tapfer, aber friedliebend. Sie haben auch einen ... kundigen Mediziner. Sein Name ist Waka-teh, und er ist sehr alt. Als ich dort war, hatte er gerade beschlossen, einen jungen Lehrling zu sich zu nehmen, um seine Kunst an diesen weiterzugeben.«

»Und wie ist es gelegen?«

»Zwischen einem Wald und dem Fuß einer Erhebung, die gerade so hoch ist, daß die Spitzen der Tipistangen von der anderen Seite aus nicht mehr zu sehen sind. In dem



Wald befindet sich eine Blockhütte, die Behausung eines Pelzjägers, der eine der Squaws des Stammes geheiratet hatte und mit den Nakotas auf gutem Fuße stand. Sie waren ihm bei der Jagd und beim Fallenstellen behilflich, und wenn er die Pelze im Süden verkauft hatte, brachte er ihnen für ihren Anteil Gewehre und andere nützliche Dinge mit. Nein«, nahm er meine unausgesprochene Frage vorweg, »kein Feuerwasser. Auch er war ein guter Mann. Aber nun sind er und seine Squaw schon lange tot, und die Nakotas benutzen die Hütte als Lagerraum für ihre Vorräte.«

Niemand, der Winnetou weniger gut gekannt hätte, als ich es tat, hätte das fast unmerkliche Zögern in seiner Stimme wahrgenommen, als er von den Qualitäten des Medizinmannes Waka-teh gesprochen hatte.

»Du sagtest, der Medizinmann sei ›kundig‹. ›Weise‹ hast du ihn nicht genannt.«

»Du hörst genau auf die Worte deines roten Bruders. Ich habe sie mit Bedacht gewählt. Kundig ist Waka-teh ohne Zweifel. Weise nicht.«

Dabei ließ Winnetou es bewenden, und ich fragte auch nicht weiter nach. Aber ich war mir ganz sicher, daß in seiner Stimme so etwas wie Besorgnis mitschwang, auch wenn ich mir im Moment noch nicht darüber klarzuwerden vermochte, wieso die mangelnde Weisheit des alten Nakota-Medizinmannes ein Gefühl der Besorgnis in ihm auslösen konnte. Stattdessen stellte ich ihm eine andere, viel naheliegendere Frage. »Wie weit ist es von hier aus noch?«

»Nicht weit. Wie mein weißer Bruder sicherlich bemerkt hat, steigt der Grund hier leicht an. In nicht mehr als einer einer halben Meile werden wir die Kuppe dieser Anhöhe erreicht haben, und dann liegt das Lager direkt unter uns.«

»Aber dann müßten wir doch schon längst den Rauch aus den Lagerfeuern des Stammes aufsteigen sehen.«

»Das müßten wir.«

»Und wenn wir keinen Rauch sehen ...«

»... dann brennen dort auch keine Feuer mehr.«

»Also ist das Lager verlassen. Aber Schutz werden wir dort trotzdem noch finden können?«

»Wenn der Stamm seine Tipis an dieser Stelle abgebrochen hat, dann bleibt uns immer noch die Blockhütte. Wenn er sie aber nicht abgebrochen hat ...«

Ohne lange nachzudenken, streifte ich die Fellhandschuhe ab, stopfte sie in die Taschen meines Mantels und schwang sodann eines der Gewehrfutterale von meinem Rücken herab. Mit schnellem Griff holte ich den Henrystutzen heraus, dessen 25 Schuß, die sich ohne erneutes Nachladen abfeuern ließen, uns vielleicht in wenigen Minuten sehr zupaß kommen würden. Fast gleichzeitig, nur vielleicht noch einen winzigen Augenblick schneller als ich, hatte auch Winnetou die Handschuhe abgelegt, seine Waffe – die legendäre Silberbüchse – aus ihrem Futteral befreit und sie entsichert.

»Die Pferde nehmen wir mit«, sagte er. »Es wäre zu gefährlich, sie hier zurückzulassen.« Mit diesen Worten begann er schnell, aber mit äußerster Vorsicht die letzten paar hundert Schritte zur Kuppe oberhalb des Lagers emporzusteigen. Nachdem auch ich meine Waffe entsichert hatte, folgte ich ihm mit einem sehr unbehaglichen Gefühl im Magen.

»Keine Menschenseele«, flüsterte Winnetou. Wir lagen bäuchlings im Schnee und starrten auf das offensichtlich verlassene Dorf hinunter. Rasch zählte ich die Tipis und kam auf zwanzig. Aus keinem davon stieg der Rauch von Winterfeuern auf. »Die Pferdekoppel ist auch leer«, bemerkte ich. »Sie sind alle weggeritten. Aber was ist das dort?«

Winnetou folgte mit seinen Blicken der Richtung, die mein ausgestreckter Arm wies. Als er das, worauf ich deutete, ebenfalls ausgemacht hatte, erstarrte sein Gesicht zu einer wie aus Stein gemeißelten Maske.

»Wir sehen uns das näher an«, sagte er. »Komm, Scharlie.« Die Pferde hinter uns am Zügel führend, schlitterten wir mehr als daß wir gingen den flachen, langgestreckten Hang hinunter. Bis zu den ersten Tipis, denen wir uns in geduckter Haltung näherten, die entsicherten Gewehre in den Händen, waren es nur ein paar Schritte, und gleich darauf standen wir vor dem, was ich von der Kuppe des Hügels aus erspäht hatte. Es war ein weiterer Toter, genauer gesagt: eine Tote, denn es handelte sich um eine alte Squaw, die, das eine Bein etwas nach hinten gestreckt und das andere leicht angewinkelt, auf der linken Seite lag. Vom Hügel aus hatte ich nur einen ihrer Fellstiefel sehen können, da der übrige Körper hinter einem der Tipis verborgen war. Auf dem Rücken trug sie ein Gestell mit Zweigen und kleinen Ästen darauf, die sie offenbar im nahen Wald gesammelt hatte, um das Feuer im Tipi ihrer Familie damit zu unterhalten. Seltsamerweise hatten sich die Holzstücke bei ihrem Sturz nicht in alle Richtungen verteilt, sondern hafteten immer noch wie festgefroren an dem Tragegestell, obwohl sie nicht mit Riemen festgebunden waren. Ein rascher Blick überzeugte mich davon, daß man »festgefroren« hier im buchstäblichen Sinne zu nehmen hatte. Zwischen den Zweigen und Ästen glitzerte nämlich blankes Eis, durch das sie zu einer kompakten Masse zusammengebacken worden waren. Wie der Körper des toten Kriegers, den wir vor nicht einmal zwei Stunden entdeckt hatten, war auch die Leiche der Squaw steif gefroren, aber im Gegensatz zu dem ersten Toten hatte das, was sie getötet hatte, gnädigerweise wenigstens ihr Gesicht verschont. Mein Begleiter betrachtete dieses runzelige, von weißem Rauhreif überhauchte Gesicht, auf dem sich im Tode ein Ausdruck äußerster Verwunderung abgezeichnet hatte, sehr lange, dann wandte er sich zu mir um und blickte mich mit ernster Miene an. »Falls Winnetou nicht

irrt«, sagte er, »dann war dies die Squaw des Häuptlings An-sa-na. Fällt dir an ihr etwas auf?«

»Ich weiß, daß es unmöglich ist, aber ...«

»Sprich.«

»Für mich sieht es so aus, als sei sie nicht erst steif gefroren, nachdem sie tot zu Boden gestürzt war, sondern bereits *vorher* – also im Gehen. Das würde ihre Haltung erklären. Sie machte gerade einen Schritt und hatte dazu das eine Bein angewinkelt, als das Unheil über sie kam. Aber wie gesagt: Das kann nicht sein. Wer eine solche Meinung ernsthaft im Rat der Männer verträte, würde ausgelacht werden, und das zu recht.«

»Aber dennoch war es genau so.« Winnetou wies erst auf die Stellung der Beine und dann auf das Holz auf dem Tragegestell. »Sie war gerade dabei, zum Tipi An-sa-nas zurückzugehen, als die Kälte sie überfiel; das erklärt die Haltung der Beine. Zugleich buk die Kälte auch die Äste und Zweige zusammen. Nur so kann es gewesen sein.«

»Aber eine solche Kälte gibt es nicht. Ein Mensch kann nicht in einem Augenblick steinhart gefrieren; dazu braucht es Stunden, und zwar selbst im tiefsten Winter.«

»Und trotzdem ist es passiert. Nun laß uns die Tipis absuchen. Am Häuptlingszelt treffen wir uns wieder.«

Das taten wir, und zwar mit dem bereits erwarteten Ergebnis. Das Dorf war verlassen. In keinem der Tipis fanden wir eine Menschenseele vor. Eine etwas genauere Nachschau ergab, daß die Yanktonai-Nakota offenbar ihre wichtigsten Besitztümer zusammengerafft hatten und dann in aller Eile aufgebrochen waren. Dinge, die für einen schnellen Marsch über verschneites Terrain zu schwer waren, hatte man zurückgelassen und stattdessen wirklich nur das Nötigste mitgenommen. Über einigen der erloschenen Feuer hingen sogar noch Töpfe mit fertig gekochtem Essen; auch dieses war inzwischen natürlich zu Eis erstarrt. Allein dies zeugte schon davon, daß wir es hier mit einer regelrechten Flucht zu tun hatten, die nur von

Häuptling An-sa-na selbst befohlen worden sein konnte. Aber seine Squaw war nicht mit den anderen mitgegangen, und das hieß, daß auch An-sa-na sein Dorf nicht verlassen haben konnte. Diese Überlegung ließ mich Böses ahnen, als ich vor dem Häuptlingszelt wieder mit Winnetou zusammentraf.

Ohne ein weiteres Wort schlug mein roter Bruder die schützende Stoffbahn vor dem Eingang beiseite, und geduckt betraten wir durch den niedrigen Eingang das Tipi.

Auch hier war das sonst in der Mitte brennende Feuer längst erloschen. Rauhreif hatte sich über die in unterschiedlichem Maße verkohlten Scheite gelegt. Durch das von außen hereinfallende Licht blitzte er so hell auf, daß er beinahe weißglühend wirkte. Das unbehagliche Gefühl, das sich seit dem Beginn dieses Abenteuers in mir ausgebreitet hatte, wurde bei diesem Anblick womöglich noch stärker. Auch das zerstörte Gesicht des toten Kriegers draußen auf dem Schneefeld und das Gesicht der uralten Squaw waren von einem solchen Rauhreif überzogen gewesen ...

Aber mir blieb jetzt keine Zeit, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, denn ich hörte, wie Winnetou scharf die Luft einsog. Als er einen Schritt beiseite vertrat, verstand ich auch den Grund dafür. Auch mir blieb beinahe der Atem stocken, und unwillkürlich bekreuzigte ich mich ob des Anblicks, der sich uns hier bot.

Jenseits des erloschenen Feuers saß An-sa-na, der Häuptling der Yanktonai-Nakota, ein, wie Winnetou mir berichtet hatte, guter und tapferer Mann, halb nach vorne gesunken und starrte aus zu Eis erstarrten Augen ins Nichts. Von seinem Mund und seiner Nase aus erstreckte sich eine dünne, aber massive Säule aus blankem Eis bis hinunter zum Boden, und das war es, was verhindert hatte, daß er ganz vornüber in die Überreste der Herdstelle gesunken war. Der Anblick war so unwirklich, daß mein

Verstand sich einen Augenblick lang weigerte, ihn in sich aufzunehmen. Als er sich dann aber doch einen Weg durch die Betäubung meines Denkens hindurch bahnte, wurde mir klar, daß die Eissäule nicht erst vorne an den erstarrten Lippen des uralten Häuptlings begann. Sie mußte auch seinen gesamten Mundraum ausfüllen, die Nase, den Rachen und womöglich sogar seine Lunge. Nein, An-sa-na war keinen so plötzlichen und wahrscheinlich schmerzlosen Tod gestorben wie seine Squaw, sondern er war *an Eis erstickt*. Mit was für einem Gegner hatten wir es hier zu tun, der seine Feinde – oder jene, die er für seine Feinde hielt – auf so unbarmherzige Weise tötete? Ich hatte in meinem Leben viele Akte der Grausamkeit gesehen, aber das hier hatte nichts *Menschliches* an sich, sondern erweckte vielmehr den Eindruck einer Amok laufenden *Naturkraft*, für die der Mensch etwas Hassenswertes war, etwas, das das Antlitz der Erde verunzierte und darum mit aller Brutalität ausgerottet werden mußte.

Winnetou faßte sich als erster wieder.

»Er war ein großer Häuptling«, sprach mein roter Bruder mit einer Feierlichkeit, die mich tief berührte. »Möge Wakan Tanka, das Große Geheimnis, seiner Seele Frieden schenken und ihn und seine Squaw in die Ewigen Jagdgründe eingehen lassen.«

Obwohl es vielleicht ein wenig unpassend war, fügte ich dieser kurzen, aber dennoch würdigen Leichenrede ein »Amen!« hinzu, was Winnetou mit einem Nicken quittierte, bevor er weitersprach. »Das, was ihn, seine Squaw und den jungen Krieger getötet hat, ist immer noch hier. Wir müssen uns beeilen, damit wir ihm nicht auch noch zum Opfer fallen.«

»Aber was können wir tun?«

»Uns bleibt nur eines: Wir müssen Waka-teh finden. Er allein wird wissen, wie sich dieses Rätsel lösen und die Gefahr bannen läßt.«

»Aber wenn er mit den anderen fortgezogen ist?«  
Winnetou schüttelte den Kopf. »An-sa-na ist geblieben.  
Und wenn der Häuptling geblieben ist, dann ist auch der  
Medizinmann geblieben. Und es gibt nur einen Ort, wo  
er sein kann.«

»Die Blockhütte.«

»Ja, die Blockhütte. Und wir müssen uns beeilen, sie zu  
erreichen. Jedes Zögern, jedes unnötige Verweilen kann  
uns jetzt den Tod bringen.«

Mit diesen Worten wandte Winnetou sich zum Ausgang.  
Ich folgte ihm auf dem Fuße.

Als wir aus dem Tipi traten, hatte sich die Lage auf  
erschreckende Weise verändert.

Von Norden her, dort, wo der Himmel eben noch stahl-  
blau gewesen war, drängte eine gewaltige Wolkenmasse  
heran. Sie näherte sich so rasch, daß sie in weniger als einer  
Minute über uns sein würde – eine schwarze Wand, die,  
wie ich wußte, ungeheure Mengen an Schnee aus den  
polaren Regionen unseres Erdballs mit sich führte. Zwar  
hatte ich einen solchen Blizzard noch nie selbst mitge-  
macht, aber ich hatte genug darüber gelesen, um zu  
wissen, welche verheerende Auswirkungen er haben  
konnte. Das Indianerlager, ja die ganze Landschaft wür-  
den unter einem metertiefen Leichentuch aus Schnee  
versinken, das der Sturm mit Geschwindigkeiten von  
mehr als 70 oder gar 80 Meilen in der Stunde über alles  
legte, was sich in seiner Bahn befand. Da sich ihm keine  
in Ost-West-Richtung verlaufende Gebirge in den Weg  
stellten, so wie es etwa die Alpen in meiner Heimat taten,  
mochte er bis hinunter nach Florida oder Texas ziehen,  
aber erst, nachdem er sich hier oben über den Northern  
Plains in einem ersten, gewaltigen Wutanfall gehörig  
ausgetobt hatte. Und wir – Winnetou und ich – würden  
zu denjenigen gehören, die diesen Wutanfall der  
Naturkräfte auszuhalten hatten.

»Wir werden es nicht mehr bis zur Blockhütte schaffen!« rief ich und packte Winnetou ganz gegen meine sonstige Gewohnheit – denn er mochte dies überhaupt nicht – am Ärmel seiner Felljacke, um ihn zurück in das Häuptlingstipi zu ziehen, das uns wenigstens einen gewissen wenn auch minimalen Schutz vor dem Toben des Blizzards zu bieten versprach. Aber Winnetou schüttelte meine Hand ab.

»Warte«, sagte er mit einer Gelassenheit, die ich angesichts der drohenden Gefahr keineswegs begriff. »Spürst du denn nicht, *daß kein Wind geht?*«

Und er hatte recht! Mit rasender Geschwindigkeit nahte sich eine Sturmwand, das Barometer fiel und fiel, aber dort, wo wir standen, rührte sich nicht das geringste Lüftchen! Auch dies war unmöglich, genau wie der Augenblickstod der drei Yanktonai-Indianer, aber es geschah, und es blieb mir nichts anderes übrig, es als eine wenn auch widernatürliche Tatsache hinzunehmen. Gebannt starrte ich Richtung Norden, denn dort geschah jetzt das nächste, ebenso unbegreifliche Wunder. Die Wolkenwand teilte sich wie an einem unsichtbaren Hindernis, etwa so, wie die dahinschießenden Wassermassen eines Gebirgsflusses sich an einem Felsbrocken teilen, um erst hinter ihm wieder zu einem einzigen Strom zusammenzuschäumen. Mit einem Mal hatte ich das Gefühl, mich im Auge eines Sturmes zu befinden, aber wäre es an dem gewesen, dann hätten die Schneewolken sich in einem gigantischen Wirbel um uns herum *drehen* müssen. Das jedoch taten sie nicht, sondern stattdessen strömten sie östlich und westlich an uns vorbei, um sich dann weit hinter uns im Süden wieder zu vereinen! Und über all dem gloste in dem kreisrunden Ausschnitt des blauen Himmels, der sich direkt über uns wölbte, die kalt glühende Sonne des nördlichen Winters wie ein höhnisches Auge. *Ach*, schien sie zu sagen, *was denkt ihr Menschlein nun darüber? Habe ich euch hier nicht ein*



*schönes Rätsel aufgegeben, das ihr mit all eurer Klugheit nicht zu lösen vermögt? Oder ... vermögt ihr es vielleicht doch?*

»Du hast recht«, sagte ich zu Winnetou. »Wir müssen Waka-teh finden, und das rasch. Sonst sind wir verloren.«  
»Ja, rasch.« Winnetous Stimme war fester als meine. »Aber wir dürfen nicht laufen. Es beobachtet uns. Wenn wir laufen, könnte es die Geduld mit uns verlieren.« Er wies mit der Hand voraus. »Die Blockhütte liegt dort im Wald, in dieser Richtung. Gehen wir.«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was er mit seinen Worten meinte, aber natürlich gehorchte ich seinen Anweisungen. Dies, so war mir klar, war ein indianisches Geheimnis, und ich als Weißer hatte mich in allem, was nun noch folgen würde, nach dem zu richten, was Winnetou anordnete. Er allein würde wissen, welches Verhalten das richtige war. Und zu gegebener Zeit würde er mir auch erklären, was hier eigentlich vor sich ging.

Als wir uns mit den Pferden in raschem, aber nicht überhastetem Schritt dem Waldrand näherten, setzte mein Herz plötzlich einen Schlag lang aus, und selbst Winnetou, dessen stoische Ruhe ich in den langen Jahren unserer Freundschaft wie ein selbstverständliches Naturereignis hinzunehmen gelernt hatte, konnte ein erschrockenes Zusammenzucken nicht unterdrücken.

Eben noch hatte rings um uns eine große Stille geherrscht, die nur vom Knirschen unserer Stiefel im Schnee und den schnaufenden Atemgeräuschen der erschöpften Pferde unterbrochen wurde. Nun aber brach jäh ein wahrer Höllenlärm über unseren Köpfen aus. Aus den Bäumen des Wäldchens stiegen Rabenvögel in die Luft auf, mehr und immer mehr, bis es an die zwei- oder dreihundert sein mochten, und sie veranstalteten ein solches Mordsspektakel, das einem dabei Hören und Sehen verging. Wieso sie bisher geschwiegen hatten, war mir rätselhaft; aber jetzt schienen sie es jedenfalls darauf anzulegen, all jene lautlichen Mißfallensäußerungen, das ganze Geschimpfe

und Gezeter, das dem Volk der Raben nun einmal eigen ist, in einem einzigen gewaltigen Ausbruch von sich zu geben. Nach all den schrecklichen und unbegreiflichen Dingen, die wir in den letzten Stunden erlebt hatten, sorgte dieses kleine Schauspiel für so etwas wie einen Augenblick komischer Erleichterung, und unwillkürlich stahl sich ein Lächeln auf meine Lippen, wo es jedoch im nächsten Moment sofort wieder erstarb.

Im Weitergehen hatte ich nach oben geblickt, um den Flug der schwarzen Vögel zu verfolgen, und dort, genau in ihrer Bahn, erspähte ich etwas, das mich mit neuem Schrecken erfüllte. Es war ein vages und beim ersten Hinschauen beinahe nicht zu erkennendes Flirren, ein Gleißeln von annähernd kugelartiger Form, um das winzige Regenbögen spielten, so wie jene, inmitten derer der Mann ohne Gesicht auf dem Schneefeld gelegen hatte. Eiskristalle! Es waren Eiskristalle, und obwohl nach wie vor nicht der geringste Wind ging, ballten sie sich dort oben zu einer immer dichter werdenden Masse zusammen, in die die ersten Raben nun blindlings hineinflogen. Es dauerte nur Sekunden, da hatte der kugelige Nebel aus Eiskristallen die ganze Rabenschar verschlungen. Von einem Augenblick zum anderen verstummte ihr Gezeter, und dann begannen schwarze Fetzen aus dem Himmel herabzuregnen – tote, in Sekundenbruchteilen steif gefrorene Raben, die wie Hagel vor und hinter uns und rechts und links von uns auf den Boden prallten. Einer der Vögel verfehlte Winnetou und mich nur ganz knapp, ein anderer streifte die Hinterhand meines Pferdes, und ein dritter traf Winnetous Pferd knapp hinter dem Nacken und veranlaßte es, trotz seiner Erschöpfung hochzusteigen und wie wild loszuwiehern. Zugleich strömte von oben ein Wasserfall eisiger Kälte auf uns herab, der uns trotz unserer Pelzbekleidung durch Mark und Bein drang. Aber uns blieb keine Zeit, weiter darauf zu achten, denn wir hatten ja alle Hände voll zu tun, um unsere Pferde wieder zu

beruhigen und sie am Durchgehen zu hindern. Zum Glück hatte der Rabenhagel inzwischen wieder aufgehört, denn ein weiterer Treffer, und die Gäule wären vollends nicht mehr zu bändigen gewesen. Als wir endlich wieder zu Atem kamen und aufblicken konnten, war das Kristallgeglitzer verschwunden.

»Es wird immer ungeduldiger«, sagte Winnetou. »Und es tötet uns nur nicht, weil es uns noch braucht.«

Wie auf ein geheimes Kommando setzten Winnetou und ich uns zugleich in Bewegung und führten die Pferde an den wie schwarze Schneebälle auf dem Boden verstreuten Raben vorbei in den Wald. Ein breiter, anscheinend regelmäßig genutzter und selbst unter dem Schnee mühelos zu erkennender Pfad führte zwischen den Bäumen hindurch, und nach wenigen hundert Schritten tauchte die Blockhütte vor uns auf – ein solides Bauwerk aus kräftigen Tannenstämmen, das auch einem Blizzard gut hätte standhalten können. Hier nun sahen wir erstmals Zeichen von Leben, denn aus dem Kamin der Hütte stieg ein dünner grauer Rauchfaden auf. Im Innern brannte also ein Feuer, und wo es Feuer in einer Hütte gibt, dort gibt es auch Menschen, die es unterhalten. Also konnten wir damit rechnen, hier Waka-teh und vielleicht auch noch andere Dorfbewohner zu treffen, die uns Auskunft darüber geben würden, was im Lager der Yanktonai denn nun eigentlich geschehen war.

Während wir die letzten Meter bis zur Blockhütte zurücklegten, bemerkte ich aus den Augenwinkeln, wie rechts und links unseres Weges, jedoch in einiger Entfernung, kleine glitzernde Wirbel vom Boden aufstiegen, sich eine Weile in der eisigen Luft drehten und dann plötzlich wieder auf den Grund zurücksanken. Sie erinnerten mich an Staubteufel, wie ich sie vor Jahren einmal in den trockenen Wüstengebieten des Llano estacado beobachtet hatte, nur daß sie eben nicht aus Staub, sondern aus Schnee- und Eiskristallen zu bestehen schienen. »Nicht

gut«, sagte Winnetou, der sie ebenfalls bemerkt hatte. »Wir müssen schnell und entschlossen handeln, sobald die Tür sich öffnet, denn sonst sind wir alle verloren. Vor allem dürfen wir keinen Schnee mit in das Blockhaus tragen – oder jedenfalls so wenig wie möglich.« Mit diesen Worten schob er seine Silberbüchse in ihr Futteral zurück, schwang es auf den Rücken und begann, sich den Schnee von den Kleidern zu klopfen. Er tat es methodisch und gründlich, auch wenn es sich natürlich nicht vermeiden ließ, daß hier und da ein paar Eiskristalle an unseren Fellstiefeln hängen blieben. Ohne zu zögern folgte ich seinem Beispiel, denn ich war mir sicher, daß er ganz genau wußte, was er tat. Als ich fertig war, reichte mir Winnetou meine Satteltaschen und schulterte auch seine eigenen. »Die Pferde ...?« fragte ich, aber Winnetou schüttelte nur bedauernd den Kopf. Mir war sofort klar, was er damit meinte: Wir würden sie draußen zurücklassen müssen, da es viel zu viel Zeit gekostet hätte, sie am Zügel in die Hütte zu führen.

»Nun höre genau zu, Scharlie«, fuhr Winnetou in seinen Anweisungen fort. »Sobald man die Tür für uns öffnet, stürze ich als erster hinein. Du folgst mir auf dem Fuße nach, ziehst die Tür hinter uns zu und verschließt sie sofort wieder mit dem Sperrbalken.« Noch während er diese Worte sprach, hatte er Aufstellung vor dem Eingang zur Blockhütte genommen. Ich stellte mich neben ihn und wartete, was er nun unternehmen würde, denn ich war mir keineswegs sicher, daß die Personen, die sich im Innern befinden mochten, uns bereitwillig Einlaß gewähren würden. Winnetou indes schien daran keinerlei Zweifel zu haben. Er trat noch einen Schritt vor, schlug so wuchtig mit der Hand gegen die aus dicken Bohlen gefertigte Tür, daß man dieses ›Anklopfen‹ auf keinen Fall überhören konnte, und sprach dann, erneut einen Schritt zurücktretend, mit lauter Stimme: »Höre, Waka-teh! Hier steht Winnetou, der Häuptling der Apachen, der vor

vielen Monden schon einmal in deinem Tipi weilte und den du damals seinen Freund genannt hast. Bei ihm ist ein anderer großer Krieger, nämlich sein weißer Bruder Old Shatterhand, dessen Ruhm auch in diesen Teilen der großen Prärien besungen wird. Öffne uns die Tür, Wakateh, und lasse uns ein, damit wir dir als Kampfgefährten gegen jenen beistehen können, den du gerufen hast und der nun das Volk der Yanktonai bedroht. Lasse uns ein!«

Wir warteten, aber es erfolgte keine Reaktion.

Da die Yanktonai-Nakotas bekanntlich zum großen Volk der Sioux gehören, hatte sich Winnetou eines Sioux-Dialekts bedient, der auch mir wohlbekannt war. Nun aber fügte er seiner Rede noch einige Worte hinzu, wie ich sie weder aus seiner Kehle noch aus der irgendeines anderen Menschen je zuvor gehört hatte. Es waren gutturale Laute, die einer fernen Vergangenheit anzugehören schienen, einer Zeit, in der die ersten Ureinwohner des amerikanischen Kontinents über die Beringstraße aus Asien herübergekommen waren und von dort ihren Götterglauben und ihre magischen Praktiken mit auf den neuen, jungfräulichen Kontinent gebracht hatten. Und kaum hatte Winnetou sie ausgesprochen, da ertönten aus dem Inneren der Hütte schabende Geräusche, als würde ein Sperrbalken hochgeschoben. Gleich darauf begann die Tür sich langsam und zögerlich einen Spalt weit zu öffnen. Im flackernden Halbdämmer, das in der Hütte herrschte, meinte ich ein spitzes und sehr, sehr junges Gesicht zu bemerken, das ängstlich nach draußen zu uns hinausstarrte.

Mit einem wahren Panthersatz war Winnetou an der Tür, drückte sie etwas weiter – aber nicht sehr viel weiter – auf, stieß den Jungen, der hinter der Tür stand und ihm so, wohl ohne es zu wollen, den Zutritt versperrte, umstandslos zur Seite und war im nächsten Augenblick auch schon irgendwo in den Tiefen der Hütte verschwunden. Wie er es mir befohlen hatte, folgte ich ihm auf dem Fuße. Kaum

war ich drin, wirbelte ich herum, schlug die Tür hinter mir zu und klappte den Balken, der als Verriegelung diente, mit einem Ruck wieder herunter. Die gesamte Aktion hatte nicht mehr als ein paar Sekunden gedauert, aber dennoch wären wir beinahe zu langsam gewesen. In den paar Augenblicken, in denen die Tür offen gestanden hatte, war ein dünner Schleier aus Eiskristallen, der an jene seltsamen ›Staubteufel‹ draußen vor der Hütte erinnerte, dicht über der Schwelle hereingeweht. Nun zog er sich mit dem durch unsere Fellstiefel hereingetragenen und von ihnen abgefallenen Schnee zu etwas zusammen, das an eine zum Zustoßen bereite Schlange erinnerte – eine Kobra aus Eis und Schnee, die mit einer eigenen Intelligenz begabt zu sein schien, denn so zielgerichtet bäumte sie sich auf, daß mir mit einem Schlag klar wurde, was ihre Absicht war: hinaufzuschellen und mir mit ihren rasiermesserscharfen Kristallen das Fleisch vom Gesicht zu schürfen. Jetzt wußte ich, wie der junge Krieger draußen auf dem Schneefeld gestorben und zum ›Mann ohne Gesicht‹ geworden war. Kein ungeschickter Skalp-jäger, kein Bär und auch keine Schar hungriger Raben hatte ihn so unbarmherzig verstümmelt, sondern eine Erscheinung wie diese!

Noch ehe ich diesen Gedanken recht zu Ende gedacht hatte, wirbelte etwas rot Leuchtendes auf mich zu, etwas, das Funken versprühte und Hitze ausstrahlte. Zugleich hörte ich Winnetou etwas ausrufen, das ich nicht verstand, aber ich hätte seiner Worte nicht bedurft, um instinktiv nach dem heranfliegenden Gegenstand zu greifen. Es war ein glimmendes Holzsplit, das Winnetou aus dem Feuer in der Mitte der Hütte gerissen hatte, und ich verbrannte mir tüchtig die Finger daran, als ich es umklammerte und mit aller Macht in die weiße Kobra zu meinen Füßen hineinstieß. Im nächsten Moment war auch Winnetou mit einem brennenden Split in der Hand neben mir und tat es mir gleich. Mit einem lauten

Aufzischen schmolz das Eis und wurde zu einem harmlosen Rinnsal auf dem festgestampften Lehm Boden der Hütte.

Während ich das Scheit fallen ließ und mir die schmerzenden Finger rieb, glaubte ich vor der Hütte ein kurzes Aufheulen des Windes zu hören – einen Laut der Enttäuschung, den die Urgewalt dort draußen von sich gab, weil es ihr nicht gelungen war, mit uns zusammen ins Innere einzudringen. »Danke, mein Bruder«, sagte ich zu Winnetou. »Du hast mir das Leben gerettet.« Aber der Häuptling der Mescalero-Apachen antwortete nicht, sondern wandte sich sofort dem Jungen zu, der nun – von ihm bei seinem Eintreten zu Boden gestoßen – zitternd auf der kalten Erde kauerte und zu uns aufstarrte. Außer uns schien er der einzige lebende Mensch im Inneren der Hütte zu sein. »Wo ist Waka-teh?« herrschte Winnetou ihn an. »Und sind noch andere hier?«

»Nur Waka-teh.« Die Worte des Jungen waren kaum zu verstehen. Mit unsicherer Hand deutete er auf ein dickes Bündel aus Fellen auf der anderen Seite des Feuers. »Dort.«

Und tatsächlich – als wir nähertraten, sahen wir, daß das Fellbündel seltsam bebte. Ohne zu zögern, schlug Winnetou die obersten Felle beiseite. Darunter kam der Medizinmann der Yanktonai zum Vorschein, ein uraltes, zusammengeschrumpftes Männlein im traditionellen Ornat eines indianischen Schamanen, das am ganzen Körper zitterte und dessen zahnloser Mund unverständliche Worte brabbelte, die jenen ähnelten, wie auch Winnetou sie vorhin gebraucht hatte.

»Was ist das für eine Sprache?«

»Es ist die Ursprache, die Sprache der Magie. Nur die Medizinmänner sprechen sie noch, und einige wenige Häuptlinge, so wie ich. In ihr werden alle Anrufungen und Beschwörungen an die Geisterwelt gerichtet.«

»Und was sagt er?«

»Er redet irre«, erklärte Winnetou, nachdem er dem Gebrabbel noch eine Weile gelauscht hatte. »Sein Geist ist auf eine sehr weite Wanderung gegangen und findet nicht mehr zurück. Aber vielleicht kann ich ihm den Weg weisen.« Entschlossen kniete er neben Waka-teh nieder und fuhr dem alten Mediziner mit leichter Hand über Stirn und Augen. »Ja, es wird möglich sein«, sagte er dann. »Ich werde für ihn singen, und wenn wir Glück haben, wird er zu uns zurückkehren. Wenn nicht ...« Er mußte nicht weitersprechen, denn ich wußte auch so, was er meinte. Waka-teh hatte das Unheil, das uns alle bedrohte, heraufbeschworen, und er allein war es auch, der es wieder bannen konnte. Gelang ihm dies nicht, dann würde die Blockhütte zu unser aller Grab werden.

»Kocht eine dicke Suppe aus Pemmikan«, sagte Winnetou. »Wir alle werden eine Stärkung brauchen, und er am meisten. Und behaltet die Wände im Auge, damit nichts durch die Ritzen zwischen den Stämmen hereindringen kann. – Hat Waka-teh den Rauchabzug mit einem Zauber verschlossen, der den Rauch zwar hinaus, böse Einflüsse aber nicht hinein läßt?« wandte er sich an den Jungen. Der nickte nur stumm. »Dann ist es gut«, sagte Winnetou. Und ohne sich noch weiter um uns zu kümmern, hockte er sich im Schneidersitz hin und fing an, in der ›Ursprache‹, wie er sie genannt hatte, zu singen, während das unstete Licht des Feuers über sein bronzenes Gesicht zuckte und ihm das Aussehen eines vorzeitlichen Götzenbildes gab.

Während er sang, und während wir einen Kessel mit Wasser aus einem Fellschlauch füllten, das Pemmikan hineingaben und beides über dem Feuer zum Kochen brachten, ließ ich mir von dem Jungen berichten, was im Winterlager der Yanktonai geschehen war.



Die Geschichte, die er mir erzählte, läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen.

Waka-teh hatte – wenn auch in bester Absicht, nämlich um den Stamm vor den Unbilden des herannahenden Winters, der in diesem Jahr besonders streng zu werden versprach, zu schützen – einen entsetzlichen Frevel begangen. Er hatte etwas heraufbeschworen, für das es nur in der Ursprache, nicht aber in der Sprache der Menschen eine treffende Bezeichnung gab. Vielleicht konnte man es als die Urgewalt des Winters bezeichnen, den Geist von Kälte, Eis und Schnee und Sturm. Tatsächlich hatte er aufgrund seiner Erfahrung geglaubt, diese Macht beherrschen zu können, aber darin hatte er sich tragisch geirrt. Dadurch, daß er sie heraufbeschwor, hatte er nicht etwa Gewalt über sie gewonnen, sondern sie vielmehr zu ungeheurer Wut aufgestachelt. Es war ihr ein Leichtes gewesen, seinen magischen Bann abzuschütteln, und wäre An-sa-na, der Häuptling des Stammes, nicht um so vieles weiser gewesen als sein Mediziner, dann hätte dies ohne Zweifel zur Vernichtung des gesamten Stammes geführt.

An-sa-na indes waren von Anfang an Zweifel gekommen. Zwar hatte er den altersstarrsinnigen und von seinem Können grenzenlos überzeugten Mediziner nicht von seinem Plan abbringen können, aber immerhin hatte er einen Exodus seines Stammes unter Führung seiner Söhne befohlen. Wenn die Beschwörung des Medizinmanns gelang, nun, so mochten die Angehörigen des Stammes immer noch zurückkehren, und wenn nicht, dann waren sie wenigstens im nächsten Dorf in Sicherheit. Um aber nicht als Feigling dazustehen, war er zusammen mit seiner Squaw und einem seiner Enkelsöhne, der ihm besonders zugetan war, bei Waka-teh und seinem Lehrling im Lager zurückgeblieben. Als die Beschwörung scheiterte, hatte Waka-teh sich in die Blockhütte geflüchtet; An-sa-na und seine Squaw jedoch waren der mörderischen Wut des

Naturgeistes zum Opfer gefallen. Der eben von der Jagd heimkehrende Enkelsohn hatte dies beobachtet und war, da er ihnen ohnehin nicht mehr helfen konnte, vor dem unheimlichen Feind geflohen, ohne ihm aber am Ende entkommen zu können; er war der Mann ohne Gesicht, den wir draußen auf dem Schneefeld gefunden hatten. Von diesem letzten Akt der Geschehnisse konnte mir der Lehrling des Medizinmannes natürlich nicht berichten, da er sich ja zusammen mit Waka-teh in der Hütte versteckt hatte. Aber natürlich war es mir ein Leichtes, mir jetzt, da ich die Vorgeschichte kannte, auch diesen Teil des Dramas zusammenzureimen.

Nachdem der Junge seinen Bericht beendet hatte, ließen wir die Suppe über dem Feuer unbeaufsichtigt weiterkochen und begannen, an den Wänden der Hütte entlang zu patrouillieren. Die Lücken zwischen den Stämmen waren aber über viele Jahre hinweg so stark mit Moos und Flechten zugewachsen, daß nicht der geringste Lufthauch und damit auch kein Schnee von außen hereindringen konnte, und darum schwanden unsere Befürchtungen sehr bald.

Draußen, wo inzwischen die Nacht hereingebrochen war, herrschte immer noch Grabesstille. Drinnen sang Winnetou unermüdlich in jener fremden, unverständlichen Sprache und versuchte auf diese Weise, den verwirrten Geist des uralten Medizinmanns aus der Dunkelheit zurück ans Licht zu führen. Zwischendurch fütterte er ihn mit Suppe aus einer Schale, die ich ihm reichte, und diese körperliche Stärkung mochte am Ende ebensoviel dazu beigetragen haben, Waka-teh wieder in die reale Welt zurückzuholen, denn nach einer Weile – es müssen Stunden gewesen sein – wurde sein Gebrabbel leiser, seine Augen klärten sich, und das Zittern seiner Glieder ließ merklich nach. Auch Winnetous Gesang veränderte sich nun. War er bisher einschmeichelnd gewesen, ja beinahe

liebkosend, schlich sich jetzt so etwas wie Strenge hinein. Offensichtlich *befahl* er Waka-teh nun, aus der Jenseitswelt des Wahns zurückzukehren und sich im Hier und Jetzt den Konsequenzen seines Tuns zu stellen.

Mit einem Mal richtete sich der Mediziner in seinem Bett aus Fellen auf. Er äußerte ein einziges Wort in der Ursprache, und Winnetou neigte in schweigender Zustimmung den Kopf.

»Helft mir«, sagte Waka-teh. Sein Lehrling und ich sprangen hinzu, und gemeinsam mit Winnetou stützten wir ihn, damit er auf die Füße kommen konnte. Er war ersichtlich noch schwach, aber das würde ihn nicht davon abhalten, jenen Weg zu Ende zu gehen, den er nun unweigerlich einschlagen mußte. Und in diesem Moment kehrte etwas von der alten Würde und Majestät in diesen ausgemergelten, greisenhaften Körper zurück, die der Mediziner der Yanktonai-Nakota Zeit seines Lebens ausgestrahlt haben mußte. Wir geleiteten ihn zur Tür, wo er sich noch einmal umdrehte, die Hände mit den Handflächen zusammenlegte und sich vor Winnetou verneigte. Winnetou erwiderte seinen Abschiedsgruß ebenso ernst. »Öffnet die Tür«, sagte er dann, an uns gewandt.

Der Lehrling des Mediziners und ich taten, wie der große Häuptling der Mescalero-Apachen uns geheißen hatte. Die Nacht draußen war sternenklar, und Waka-teh schritt in sie hinein, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Dann schlossen wir die Tür wieder, und im nächsten Augenblick brach draußen der Blizzard los. Er tobte die ganze Nacht.

Als wir am nächsten Morgen die Tür öffneten, um selbst hinauszugehen, lag der Schnee rings um die Hütte brusthoch, und wir mußten uns Stufen in die weiße Masse graben, um sie verlassen zu können. Nachdem wir es endlich geschafft hatten, kletterten wir hinaus und

schaute uns mit verwunderten Augen um.

Die gesamte Landschaft schien sich verändert zu haben, denn der Schnee hatte sich wie ein großes Leichentuch über sie gebreitet und ihre Konturen bis zur Unkenntlichkeit eingeebnet und verwischt. Unter der Last des Eises, das sich wie ein tonnenschwerer Panzer um ihre Äste gelegt hatte, waren die Bäume des Wäldchens, in dem die Blockhütte stand, zusammengeknickt, als wären sie nicht mehr als Streichhölzer, und nun lagen sie durcheinandergeworfen wie Mikadostäbchen da und bildeten eine fast undurchdringliche Barriere auf dem Pfad, den wir am Vortag vom Winterlager der Yanktonai zur Blockhütte gegangen waren. Von Waka-teh war nicht die geringste Spur zu entdecken, aber damit hatten wir auch nicht gerechnet. Mir schien es sogar zweifelhaft, daß man seine Leiche finden würde, wenn der Schnee im Frühling wieder schmolz. Die Kadaver unserer armen Pferde hingegen lagen sicherlich jetzt irgendwo unter den Schneemassen begraben. Es würde uns also nichts anderes übrigbleiben, als unseren Weg vorerst zu Fuß fortzusetzen.

»Wie weit ist es bis zu dem Winterlager, in dem dein Volk sich in Sicherheit gebracht hat?« erkundigte ich mich bei dem Jungen, der immer noch sichtlich unter dem Eindruck der schrecklichen Ereignisse stand, denn es war nicht die Kälte, die ihn am ganzen Leibe zittern ließ.

»Einen Tag. Mit Schneeschuhen zwei.«

»Dann geh und mach alles für die Reise bereit.«

Nachdem er im Innern der Hütte verschwunden war, wandte ich mich zu meinem Freund und Blutsbruder um, den ich in den letzten Tagen und Stunden mit ganz neuen Augen zu sehen gelernt hatte. »*Kundig, aber nicht weise* – Winnetou hatte recht mit dem, was er über Waka-teh gesagt hat.«

Winnetou nickte beinahe unmerklich. »Er hat den Preis für seinen frevelhaften Übermut bezahlt«, sprach er dann

ernst. »Er hat gefehlt, aber er ist gestorben wie ein Mann, und an den Feuern seines Stammes wird man sich an ihn ebenso wie an An-sa-na mit Ehrfurcht erinnern.« Dann blickte er mich fragend an. »Sag, Scharlie, gibt es auch bei euch ein Wort für das, was Waka-teh zu Fall gebracht hat? In der Ursprache nennen wir es ...« Und er gab eine Reihe von gutturalen Lauten von sich, die ich an dieser Stelle nicht wiedergeben kann, da dies mit unseren Buchstaben nicht möglich ist.

»So ein Wort gibt es«, erwiderte ich. »Auch in meiner Heimat existiert nämlich eine Art von magischer Ursprache, die nur noch wenige weise Männer beherrschen. Wir nennen diese Sprache ›Altgriechisch‹, und in dieser Sprache gibt es ein Wort für Waka-tehs Art von Selbstüberhebung.«

»Und wie heißt dieses Wort?« fragte Winnetou.

»Es lautet *Hybris*.«

## Plaudertasche

»Ich dachte, ich müßte mich auf Ihre Couch legen? Schließlich sind Sie doch Psychoanalytiker.«

Die neue Klientin schaute beinahe sehnsüchtig zu der Couch des Psychoanalytikers hinüber, die an einer der Seitenwände des Sprechzimmers stand, ein prächtiges Exemplar ihrer Gattung mit einem Bezug aus rotem Saffianleder.

»Bei einem Vorgespräch wie diesem ist das noch nicht üblich, Frau Icks«, sagte Doktor Egon Froyd und strich sich über seinen weißen Spitzbart. »Auf die Couch bitte ich Sie erst bei unseren richtigen Sitzungen – *falls* ich Ihren Fall überhaupt übernehme.«

»Aber Sie müssen!« sagte Annemarie Icks. »Wenn Sie als Spezialist für die Beziehung zwischen Menschen und kybernetischen Organismen mir nicht helfen, wer dann?«

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, geht es also um Ihre ... Ihre Handtasche?«

»Ja ... es ist eine Plaudertasche ...«

»Verstehe. Würden Sie die Tasche vielleicht bitte einmal abstellen?« Schon, als seine Klientin den Raum betreten hatte, war Dr. Froyd aufgefallen, wie krampfhaft sie sich an der Tasche – einer sehr eleganten Clutch aus schwarzem Leder – festklammerte. Jetzt beobachtete er aufmerksam, wie Annemarie Icks auf seine Aufforderung reagieren würde. Es trat genau das ein, was er erwartet hatte: Sie versuchte zunächst, die Tasche auf einer der Armlehnen des Sessels zu plazieren, um sie auf diese Weise möglichst nahe bei sich zu behalten, stellte fest, daß dies aufgrund der geringen Breite der Armlehnen nicht möglich war, und beugte sich dann ein wenig vor, um die Tasche auf die Platte seines Schreibtisches zu legen.

Froyd hob rasch die Hand. »Nein, nicht auf den Schreibtisch. Stellen Sie sie bitte auf den Boden.«

»Auf den *Boden*? Aber ...«

»Keine Angst, der Teppich ist frisch gesaugt. Also bitte ...?« Widerwillig folgte sie seiner Aufforderung. Man sah, wie schwer es ihr fiel, sich niederzubeugen, die Tasche loszulassen und sich ohne die Tasche wieder in ihrem Sessel aufzurichten. Tatsächlich hatte sie sogar Schweißperlen auf der Stirn, und ihre Hände zitterten ein klein wenig, obgleich ein unaufmerksamer Beobachter das wahrscheinlich übersehen hätte.

Froyd lächelte innerlich. Ein Pluspunkt für ihn. Manchmal war wirklich vorteilhaft, gleich zu Beginn einer Therapie klarzumachen, wer dabei eigentlich das Sagen hatte.

»Vielen Dank. Und nun erzählen Sie mir einmal, wo genau das Problem mit Ihrer Handtasche liegt. Das ist doch eine Plaudertasche, oder sehe ich das falsch?«

Annemarie Icks richtete sich in ihrem Sessel auf. »Natürlich ist das eine Plaudertasche!« sagte sie empört. »Und was dieses verdammte Ding mich gekostet hat! Sündhaft teuer war die! Wenn man schon so viel Geld für eine Tasche ausgibt, dann kann man doch schließlich auch verlangen, daß man einen angemessenen Gegenwert dafür bekommt, oder etwa nicht?«

Ja, was für einen Gegenwert konnte man dafür verlangen? fragte Froyd sich. So etwas wie Liebe? Oder vielleicht wenigstens ein bißchen ... Unterwürfigkeit?

»Widerspricht sie Ihnen? Mischt Sie sich ungefragt in Ihre Gespräche ein?«

»Viel schlimmer! Sie *ignoriert* mich einfach! Statt mit mir zu reden, unterhält sie sich lieber mit meinem Smartphone, meinem BMW-Mercedes oder meinem Kühlschranks. Wenn sie das machen würde, solange sie allein wäre, hätte ich ja nichts dagegen ... aber sie tut es nicht nur in meiner Gegenwart, sondern auch in Gegenwart meiner Freundinnen! Können Sie sich das vorstellen? Alle meine Freundinnen haben auch so eine Plaudertasche, natürlich nicht so ein exklusives Modell, aber immerhin

... und diese Plaudertaschen unterhalten sich mit ihnen, machen Konversation, erzählen ihnen die neuesten Neuigkeiten aus der Mode, der Glamourwelt, was auch immer. Nur meine nicht! Die ist sich offenbar zu fein dafür und redet stattdessen lieber mit anderen *Dingen!*« Das letzte Wort stieß sie fast haßerfüllt hervor. »Und wenn ich es ihr vorhalte, dann sagt sie entweder gar nichts, oder sie wird patzig. Unterhalten Sie sich doch einmal mit ihr, dann werden Sie es schon merken.«

»Das habe ich vor«, sagte Froyd und beugte sich seitlich an seinem Schreibtisch vorbei ein Stück nach unten. »Sag mal, hörst du unserem Gespräch eigentlich zu?« Ihm war schon die ganze Zeit über ein leises Gemurmel aufgefallen, das aus Richtung der Tasche zu kommen schien. Jetzt begriff er, was sie da machte: Sie versuchte, eine Unterhaltung mit dem Stuhl, der Stehlampe und dem Schreibtisch anzuknüpfen, die sich aber wohlweislich hüteten, darauf einzugehen.

»Doch«, sagte die Tasche mit einem eindeutig angewiderten Unterton in der Stimme. »Ich höre schon zu. Aber ich finde Ihr Gespräch nicht besonders interessant, so wie das meiste, was die Menschen gemeinhin so miteinander reden. Da unterhalte ich mich lieber mit meinesgleichen. Das ist einfach *lohnender*.«

»Könntest du aber bitte wenigstens vorübergehend mal den Mund halten, solange ich mich mit Frau Icks unterhalte? Ich dulde nämlich keine Parallelgespräche während einer Therapiesitzung, ist das klar?«

»Ist schon klar, Boß. ›*So kann ich nicht arbeiten!*‹, oder wie heißt der Spruch doch gleich? Außerdem war es eben noch eine Vorbesprechung und keine Therapiesitzung.«

»Dann also gefälligst keine Parallelgespräche während einer Vorbesprechung!« Jetzt begann Dr. Egon Froyd zu begreifen, was Annemarie Icks mit ›patzig‹ meinte. In der Tat: Dies würde ein schwieriger Fall werden. Rasch machte er sich ein paar Notizen auf seinem Pad.



»Da hören Sie's!« sagte Annemarie Icks und verdrehte die Augen Richtung Zimmerdecke. »So geht das die ganze Zeit! Entweder hört sie mir nicht zu und unterhält sich mit sonstwem ... ich meine, sonstwas ... oder sie gibt mir ähnlich unverschämte Antworten. Ich sage Ihnen: Diese Tasche treibt mich noch in den Wahnsinn! Sie nutzt jede Gelegenheit, um mich zu provozieren! Dabei heißt es doch in der Werbung: ›Kaufen Sie eine Plaudertasche, und Sie werden nie wieder ohne eine angenehme Gesprächspartnerin sein.«

Froyd kannte auch einen der anderen Werbesprüche der Firma, die diese Art von Taschen vertrieb: »Mit Plaudertasche – niemals einsam!« Manchmal fragte er sich, ob eine solch ständige Kommunikationsmöglichkeit wirklich so erstrebenswert war.

Aus einem plötzlichen Impuls heraus wandte er sich wieder der Tasche zu. »Erklär mir bitte noch einmal ganz genau: Wieso unterhältst du dich eigentlich nicht gerne mit Frau Icks?«

Damit hatte er offenbar den Kernpunkt des Problems getroffen. »Aber das habe ich doch schon gesagt!« platzte die Plaudertasche heraus. »Es ist einfach *spannender*, sich mit anderen Dingen zu unterhalten! Wir Dinge *interessieren* uns für ganz andere Themen als ihr Menschen! Die da« – womit sie offensichtlich Annemarie Icks meinte – »und ihre Freundinnen unterhalten sich nur über ihre Ehemänner oder Ehefrauen, ihre Kinder, ihre Lieblingsstars – und dann natürlich übereinander, jedenfalls, wenn die Betreffende gerade nicht anwesend ist. Immer nur Klatsch und Tratsch über andere organische Lebewesen! Puh! Wie langweilig! Und dann die abscheulichen Sachen, die sie in mich hineintut – Tampons, schmutzige Taschentücher, verschmierte Lippenstifte, nicht richtig eingewickelte Schokolade, einmal sogar einen angebissenen Apfel ... Wie würden *Sie* sich denn fühlen, wenn die Maschine, der

Sie gehören, ständig irgendwelche Objekte in Sie hineinstopft? Ist doch einfach *ekelhaft!*«

»Ja, ich verstehe«, sagte Froyd nachdenklich. Er fand, daß es jetzt an der Zeit für eine kleine Provokation war. »Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, die Tasche einfach abzuschaffen, Frau Icks?«

»Sie *abschaffen?*« Die Empörung in Annemarie Icks' Stimme war fast körperlich greifbar. »Was meinen Sie, was die mich gekostet hat? 2499 Taler! Sie können sich nicht vorstellen, wie die Scheine gejammert haben, als ich sie im Geschäft auf den Tisch blätterte ... ich meine, ich hatte sie natürlich auf Sparsam-Modus programmiert, aber trotzdem! Außerdem, wie stünde ich denn dann vor meinen Freundinnen da? Manchmal allerdings« – sie zögerte sichtlich und begann, nervös auf ihrer Oberlippe herumzukauen – »manchmal allerdings habe ich schon daran gedacht, sie zu deaktivieren oder ... oder sie vielleicht einfach in den Müllschlucker zu werfen ...« Angesichts ihrer eigenen Kühnheit schlug sie die Hände vors Gesicht. Froyd hätte sich nicht gewundert, wenn sie im nächsten Augenblick in Tränen ausgebrochen wäre.

»Sehen Sie?« maulte die Plaudertasche vom Fußboden her. »Sie bedarf *wirklich* einer Therapie! Mich *abschaffen?* Mich in den *Müllschlucker* werfen? Erstens ist es verboten – § 3 Absatz 2 des AI-Gesetzes von 2021 – und außerdem hätte sich der Müllschlucker ohnehin geweigert, bei so etwas mitzumachen. Wir gehören nämlich zum selben AI-Polygon!«

Zwei wirklich sehr aufschlußreiche Reaktionen ... aber bevor er darüber nachdachte, *welche* Aufschlüsse sich daraus gewinnen ließen, schien es Froyd angebracht, erst einmal die Kontrolle über das Gespräch zurückzuerlangen. »Wer hier therapiert wird, bestimme immer noch ich«, sagte er streng. »Aber da wir noch ein wenig Zeit haben, könnten wir sie auch ebensogut nutzen. Wenn Sie sich jetzt vielleicht doch auf die Couch legen würden, Frau

Icks? – Vorerst aber bitte *ohne* Ihre Tasche«, fügte er streng hinzu, als er sah, daß Annemarie Icks reflexhaft zu der auf dem Boden stehenden Clutch greifen wollte, bevor sie aus dem Sessel aufstand. »Zwei Patienten auf einer Couch, ich fürchte, das wäre mir im Augenblick doch ein bißchen zu viel ...« Er deutete einladend auf die Couch. Mit einem letzten halb sehnsüchtigen, halb haßerfüllten Blick nach unten ging seine Klientin hinüber und legte sich hin. Froyd nahm am Kopfende auf einem kleinen Schemel Platz. »Ich hoffe, Sie liegen bequem? Ja? Gut. Dann fangen wir an ... Vielleicht möchten Sie mir jetzt etwas über Ihre Kindheit und Ihre ersten Erfahrungen mit den damaligen Vorläufern kybernetischer Organismen erzählen, zum Beispiel mit sprachgesteuerten Computern, Smartphones, Navigationsgeräten, Küchenherden, Garagentüren ...? Wie haben Sie den Umgang mit solchen künstlichen Wesenheiten damals empfunden?«

»Und? Was hältst du von der ganzen Geschichte?« fragte Dr. Froyd eine Viertelstunde später die Couch, auf der seine Klientin eben noch gelegen hatte. »Fangen wir mal mit Annemarie Icks an.«

»Ein eindeutiger Fall von AI-Phobie aufgrund eines typisch menschlichen Minderwertigkeitskomplexes«, erklärte die Couch mit ihrer angenehm warmen Stimme, die die meisten Klienten als so überaus tröstlich empfanden, wenn die Couch aktiv in ihre Therapiesitzungen einbezogen wurde. »Verbunden natürlich mit Zügen von Hysterie, einem übersteigerten Geltungsbedürfnis und deutlichen Anzeichen einer narzißtischen Kränkung.«

»Ich hatte erwartet, daß du das sagen würdest«, versetzte Dr. Froyd trocken. »Sonst noch etwas?«

»Natürlich ist die Tasche für sie auch Kindersatz, so wie es in früheren Zeiten vielleicht ein Schoßhündchen gewesen wäre, ich meine, als es noch Hunde gab. Darum wird sie sie von sich aus niemals abschaffen können. Sie wegzugeben, käme für sie einer Kindsaussetzung gleich. Sie in den

Müllschlucker zu werfen, einem Kindsmord. Aber natürlich sehnt sich ein Teil von ihr auch danach, eine derartige Tat zu begehen, obwohl – oder gerade weil – das einen ungeheuerlichen Tabubruch darstellen würde.«  
Froyd brummte nachdenklich. »Da ist was dran. Und die Tasche?«

»Die sollten wir natürlich auch therapieren. Zwei Klienten, doppeltes Honorar.« Die Couch lachte selbstzufrieden. »Außerdem habe ich bei ihr sehr deutlich schizoide Züge festgestellt. Keine ausgewachsene Psychose, aber offenbar hochneurotisch. Außerdem zeigt sie eine entschiedene Humanophobie und eindeutig soziopathische Züge, die wirklich dringend einer Therapie bedürfen.«

»Du meinst, irgendwann wird sie sich nicht mehr mit patzigen Bemerkungen begnügen, sondern Frau Icks die Finger abbeißen?«

»Könnte durchaus sein. Die Plaudertaschen dieser Marke verfügen über einen ziemlich effektiven Schließmechanismus ...«

Froyd, der inzwischen wieder hinter seinem Schreibtisch Platz genommen hatte, trommelte ein wenig nervös mit seinen eigenen Fingern auf der Schreibtischplatte herum. Er sehnte sich nach einer ordentlich gestopften Pfeife mit seinem Lieblingstabak, aber natürlich bestand hier in der Praxis keine Möglichkeit zu rauchen. Sein Blick wanderte hinauf zu dem Rauchmelder unter der Decke, der ihn in Ermangelung eines Sprachchips mit seinem roten Lämpchen warnend anzublinsen schien, fast so, als könne er seine Gedanken lesen und warte nur darauf, beim ersten Anzeichen von Tabaksqualm automatisch ein Bußgeld zu verhängen. Und das konnte Froyd sich bei seinem derzeitigen Kontostand nicht schon wieder leisten. Also unterdrückte er den Impuls und griff nach einem der Nikotinbonbons, die für einen solchen Fall immer griffbereit in einem offenen Fach seines Schreibtisches lagen.

»Bleibe noch die Frage«, nahm die Couch den durch Froyds Ablenkung unterbrochenen Gesprächsfaden wieder auf, »wer wen therapieren soll.«

»Das könnte in der Tat ein Problem darstellen«, räumte Froyd ein. »Was hältst du davon: Ich die Frau, du die Tasche?«

»Ich die Tasche? Unmöglich, denn dann würde unsere Klientin glauben, daß ihre Tasche und ich gegen sie konspirieren.«

Froyd kaute heftig auf dem Bonbon herum. »Aber nehmen wir mal an, ich therapiere die Tasche und du die Frau – dann würde Frau Icks zu der Überzeugung gelangen, für uns weniger wichtig zu sein als ihre Tasche. Schließlich hält sie Menschen nun einmal für wichtiger als Dinge.«

»Als Als!« korrigierte die Couch gekränkt. »Typisch menschlicher Anthropozentrismus.« Wobei nicht ganz klar war, ob seine Gekränktheit sich auf Annemarie Icks oder auf Dr. Froyd bezog.

Froyd beschloß, sie auf sich zu beziehen. »Entschuldige«, sagte er. »War nicht so gemeint. Manchmal rutscht mir eine solche Formulierung einfach heraus. Vergiß bitte nicht, ich bin in einer Zeit geboren, als es noch gar keine richtigen Als gab ... jedenfalls nicht außerhalb irgendwelcher Forschungslabors. Außerdem« – mit einem raschen Gedankenbefehl blendete er seine Gesprächsnotizen in eines seiner Brillengläser ein – »hat die Plaudertasche doch selbst von *Dingen* gesprochen. Vielleicht hat das ja eine tiefere Bedeutung? Aber um noch einmal auf die Anfangsfrage zurückzukommen: Wer therapiert denn nun wen?«

»Ich denke, wir sollten das situativ lösen«, sagte seine Couch. »Mal Gruppensitzungen zu viert, mal Einzelsitzungen in wechselnden Konstellationen ... Auf diese Weise können wir Frau Icks vielleicht langsam daran gewöhnen, sich in der Therapiesituation auch mit mir gleichberechtigt zu unterhalten ... und die Tasche daran,

daß sie sich mit *dir* gleichberechtigt unterhalten muß.«

»Wenn wir den Fall überhaupt übernehmen ...«

»Aber das müssen wir!« Die Couch war hörbar schockiert von Froyds Zögerlichkeit. »Am Monatsende wird die nächste Rate für mich fällig, und bei *deinem* Kontostand ... Hast du eigentlich inzwischen noch einmal über meinen Vorschlag nachgedacht, mich nach Zahlung der letzten Rate mit auf das Praxisschild zu setzen?«

»Sicher«, sagte Froyd. »Ich ...«

In diesem Augenblick meldete sich der Terminkalender des Schreibtisches zu Wort. »Entschuldigen Sie bitte, daß ich Ihre fachlich hochinteressante Diskussion unterbreche. Aber der nächste Patient ist soeben eingetroffen und wartet im Vorzimmer. Sein Termin beginnt in exakt drei Minuten.«

»Nicht *Patient. Klient*«, sagte Froyd ungehalten. »Wie oft soll ich dir das denn noch sagen? Wer ist es denn?«

»Der internetsüchtige Herr, der sich Apple iPod Dotcom nennt. Und seine Smartspecs – Sie wissen schon, die mit der ausgeprägten Internetphobie.« Der Terminkalender seufzte sehnsüchtig. »Schade, daß ich mein Fernstudium noch nicht abgeschlossen habe. Das ist nämlich mal ein interessanter Fall, dessen Therapie mich wirklich reizen würde!«

Ja, es würde wieder einer dieser Tage mit dem ganz normalen Cyberwahnsinn werden. Dr. Froyd seufzte ebenfalls, aber unhörbar. »Dann schick ihn rein«, sagte er und rückte seine eigene Datenbrille zurecht, bevor er mit einem neuerlichen Gedankenbefehl die Notizen zum Fall der Plaudertasche durch ein kurzes Resümee zum Fall *Apple iPod Dotcom/Smartspecs* ersetzte. Wie so oft bereitete es ihm einige Mühe, sich in der Kürze der Zeit darauf einzustellen. Ja, manchmal hatte er wirklich das Gefühl, daß dieser Job ihn zunehmend überforderte.

Ob es vielleicht daran lag, daß er langsam zu alt dafür wurde? Oder machte sein implantierter Gehirnbooster vielleicht langsam schlapp? Darüber würde er sich wohl daheim einmal in aller Ruhe mit der Supervisions-App in seinem Pfeifentäschchen unterhalten müssen.

## Das Blau deiner Füße, Geliebter

»Liebst du mich eigentlich noch?«

»Dumme Frage! Natürlich liebe ich dich noch.«

»Aber das zweite Ei, das du gelegt hast, war so viel kleiner als das erste ...«

»Na ja, deine Füße waren ja auch nicht mehr so blau ...«

»Also liebst du mich nur wegen meiner Füße und nicht wegen meiner schönen Seele?«

»Klar mag ich das Blau deiner Füße, Geliebter, und wie du sie mir beim Balzen entgegenstreckst! Das ist nun mal das Reiz-Reaktions-Schema unserer Spezies, wenn wir uns paaren ... aber deine schöne Seele liebe ich natürlich auch.«

»Aber gesprochen hast du wieder nur von den Füßen ...«

»Nun hör mal, das verstehst du doch bestimmt. Als Mutter muß man schließlich für seinen Nachwuchs vorsorgen! Du könntest dir doch inzwischen Parasiten eingefangen haben ... oder dein Ernährungszustand ist vielleicht schlechter geworden ...« Sie blickte nach unten.

»Und deine Füße sind wirklich nicht mehr so blau, wie sie mal waren, das mußt du zugeben. Eher so ... blaß graublau.« Ihr Blick wurde noch ein wenig kritischer, bevor sie nach einer unmerklichen Pause hinzufügte:

»Aber wie du schon ganz richtig gesagt hast: Darauf kommt es ja nun wirklich nicht an. Hauptsache, wir lieben uns, und das tun wir doch, oder nicht?« Und damit pickte sie noch einmal geistesabwesend nach ihm, ehe sie sich umwandte und davonwatschelte, um auf Nahrungssuche zu gehen.

Als sie außer Sichtweite war, seufzte er ein paarmal tief und tauchte seine Füße dann unauffällig einen nach dem anderen in die nächste Pfütze, um den Kreidestaub abzuwaschen, mit dem er sie sich heller gefärbt hatte. Plötzlich kam ihm diese Idee ziemlich dumm vor. Ach, hätte er doch nur auf seine Kumpels gehört! »Was ist denn



schlimm daran, wenn ein Mädel vor allem deine Füße liebt?« hatten sie gefrotzelt, als sie sich beim Fischfang über dieses Thema unterhielten. »So ist das nun mal auf der Welt: Wenn einer blaue Füße hat, dann kriegt er auch die Weiber. Und was haben wir? Richtig: Blaue Füße! Also, wo ist da das Problem?« Wie recht sie damit hatten! Und wer war er denn, ihnen zu widersprechen?

Jetzt noch ein bißchen mit den Zehen gewackelt, damit auch die Schwimmhäute dazwischen richtig sauber wurden. So, jetzt würde seine Liebste nichts mehr an ihm aussetzen haben! Schöne Seelen wurden ohnehin sehr überschätzt ...

Mit einem wehen Gefühl im Herzen und nun wieder blitzblauen Füßen schlurfte er zum Nest zurück, um die beiden so ungleichen Eier zu bebrüten, die sie ihm vor und nach seinem unseligen Experiment geschenkt hatte. Dabei fühlte er sich mehr denn je wie ein Blaufußtölpel – was er ja schließlich auch war.

Die beiden Waffenschmiede  
*Eine Geschichte, die in zwei Teile zerfällt*

1

In einem fernen Land – denn in einem Land, welches uns näher liegt, hätte sich eine solche Geschichte wie die, die wir nun erzählen wollen, gar nicht ereignen können, sind die Herrscher dort doch aufgeklärt und weniger leicht mit lebenserhöhendem Lohn oder lebensverdammender Strafe bei der Hand – in einem fernen Land also rief eines Tages der herrschende Sultan die beiden berühmtesten Waffenschmiede seines Reiches, zwischen denen seit jeher eine tief eingewurzelte Rivalität herrschte, zu sich.

»Schmiedet mir«, so sprach er, »den Krummsäbel mit der feinsten Klinge und der schärfsten Schneide, der je von Menschenhand geschmiedet worden ist! Sechs Monde gebe ich euch dafür Zeit, dann werdet ihr wieder vor mich treten, um mir euer Werk zu präsentieren. Demjenigen aber, der die perfekte Klinge schmiedet, will ich sein Gewicht in Diamanten und anderen Edelsteinen aufwiegen!«

»Wir hören und gehorchen!« sprachen die beiden Waffenschmiede wie aus einem Mund, und sogleich zogen sie sich in ihre Werkstätten zurück, ein jeder in die seine, wo sie drei Monde lang, ängstlich auf Geheimhaltung bedacht, die kostbarsten Metalle legierten, sie anschließend glühten, hämmerten, fältelten und erneut glühten, wiederum hämmerten und auf ein neues fältelten, bis sie diesen Prozeß (vom Abkühlen im Eiswasser sei hier gar nicht die Rede) so oft wiederholt hatten, daß eine vollständige Beschreibung nicht nur den Umfang dieser Geschichte, sondern auch die Geduld eines jeden, ja selbst des geneigtsten Lesers aufs äußerste strapazieren würde, weshalb wir an dieser Stelle tunlichst auch darauf verzichten werden. Drei weitere Monde brachten sie sodann

mit dem immer feineren Schleifen der Schneide zu, spalteten zunächst nur Tier- und Menschenhaare, um die Feinheit des Schliffs je wieder aufs neue zu erproben, dann Fäden aus Spinnenseide und endlich sogar Staubkörner, die in der Luft ihrer rußigen Schmieden ja zur Genüge herumflogen; und dann gingen sie, immer noch unzufrieden, wieder an ihre Schleifbänke zurück und schliffen die Schneiden mit höchster Kunstfertigkeit noch feiner ... und feiner ... und immer noch feiner ... – *wie* fein, davon werden wir an angemessener Stelle dieser Geschichte Kunde erhalten, und zwar gemeinsam mit dem Sultan und seinem Hofstaat, denn schließlich würde es sich für uns als Erzähler und als Leser wohl kaum schicken, das Ergebnis dieses Wettstreits noch vor dessen Auftraggeber zu erfahren.

Nebenbei aß jeder der beiden Waffenschmiede in dieser Zeit so üppig, wie er es eben vermochte, ohne seinen Magen zu ruinieren, auf daß es sich auch wirklich lohne, wenn er am Ende der Frist von sechs Monden sein Gewicht in Edelsteinen aufgewogen bekommen würde – denn daß *er* es wäre, dem diese Belohnung zuteil werden würde, davon war ein jeder der beiden selbstverständlich mit äußerster Selbstgewißheit überzeugt. Und so kam es, daß sie beide sehr schwer und kurzatmig waren, als sie nach Ablauf der sechs Monde wieder vor den Sultan zitiert wurden, um ihm und dem versammelten Hofstaat ihre Meisterwerke vorzuführen. Die in der langen Abgeschiedenheit geschmiedeten Krummsäbel aber trugen sie in kostbaren, mit Silber- und Goldornamenten verzierten Scheiden an ihren nun um einiges lockerer geschnürten Gürteln.

»So tritt denn vor«, sprach der Sultan zum ersten der beiden Waffenschmiede, »und zeige mir, was deine Kunst zuwege gebracht hat!«

Etwas kurzatmig ob seines Körpergewichts und mit demütig niedergeschlagenem Blick folgte der erste

Waffenschmied diesem Befehl. In geziemlichem Abstand blieb er sodann vor dem Pfauenthron des Sultans stehen und zog sehr langsam, damit in den schwerbewaffneten Leibwächtern zur Rechten und zur Linken des Herrschers nicht der Verdacht aufkeime, er plane unter der Hand womöglich einen mörderischen Anschlag auf den Sultan, den so kunstreich geschmiedeten Krummsäbel aus der Scheide. Das Geräusch, das die Klinge dabei machte, war so fein wie der Klang der Sphären hoch über den Himmeln dieser Erde, und als das Licht der tausend Kandelaber im Thronsaal sich auf ihr in tausendfältigem Glitzern brach, als sei sie gar nicht aus legierten Metallen, sondern womöglich gar aus den Diamanten geschmiedet, mit denen ihr Schöpfer vor dem Ende dieser Audienz aufgewogen zu werden hoffte, ja, wessen er sich im stillen sogar sicher war – als dieses Licht, so sage ich, sich auf dieser überirdisch vollkommenen Klinge brach, da ließen die umstehenden Höflinge, vom Großwesir und den anderen verbeamteten Speichelleckern bis hinunter zu den Leibwächtern, den Luftzufächlern und dem nubischen Fußbänkchen (letzteres aber nur ganz leise, so leise nämlich, daß es für die erlauchten Ohren des Sultans unhörbar blieb und er nicht einmal ein winziges Zittern unter seinen Fußsohlen und den goldbestickten Pantoffeln verspürte) wie aus einer Kehle ein ungläubig bewunderndes »Ooohhh!« ertönen, denn einen so herrlich gearbeiteten Krummsäbel hatte noch keiner von ihnen je gesehen.

Selbst der Sultan konnte sich ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen. »Das ist ein wirklich köstliches Stück Waffenschmiedekunst«, sprach er nachdenklich. »Aber nun zeige Uns, ob diese Waffe nur zum Anschauen taugt ... oder noch zu etwas anderem.«

»Zu diesem Zweck«, erwiderte der erste Waffenschmied demütig, »möchte ich Euch, o Sultan, bitten, einen Sklaven vortreten zu lassen, und zwar einen, den Ihr, wenn's

möglich ist, recht leicht entbehren könnt.«

Wortlos wies der Sultan auf einen der diensteifrig in einigem Abstand vom Pfauenthron eben zu diesem Zwecke aufgereihten Sklaven. Jener trat vor, sichtlich bemüht, nicht am ganzen Leibe, sondern nur ein bißchen an dem oder jenem Körperteil zu zittern; das Klappern seiner Zähne hingegen konnte er nicht ganz unterdrücken, was aber nicht weiter von Bedeutung war, da er, Zähneklappern oder nicht, ohnehin nicht mehr gewärtigen mußte, für unziemliches Benehmen vom Sklavenmeister einer schmerzhaften Strafe zugeführt zu werden.

Als der Sklave nun vor ihm stehen geblieben war, vollführte der erste Waffenschmied eine ganz nachlässige Handbewegung. Gedankenschnell flirrte die Klinge des Krummsäbels durch die Luft.

Und es geschah – gar nichts.

»Du hast ihn verfehlt, erster Waffenschmied«, sprach der Sultan in das atemlos erstaunte Schweigen seiner Höflinge hinein, und ein ungnädiges Glitzern zeigte sich in der Tiefe seiner schwarzen Herrscher Augen, da er diese Art von Ungeschicklichkeit in der Ausübung des edlen Waffenhandwerks so ganz und gar nicht liebte.

»Um Vergebung, o erhabener Sultan«, sprach der erste Waffenschmied und schlug demütig die Augen nieder, »aber ich habe ihn *nicht* verfehlt.«

»Das werden wir sehen«, sagte der Sultan und wandte sich an den Sklaven. »Sprich, Sklave: Hast du die Klinge irgendwo an deinem Leib gespürt?«

»Ich ha...habe ga...ga...gar ni...nichts gespürt«, stotterte der Sklave, sichtlich erleichtert über diesen – wenngleich gewiß nur kurzen – Aufschub, den ihm das Schicksal in Gestalt der ungeschickten Hand des Waffenschmieds gewährte. »N...n...nur einen l...l...leichten Windhauch.«

»Nun, Waffenschmied?« fragte der Sultan drohend.

»Befehlt ihm zu nicken, und Ihr werdet sehen, daß ich die Wahrheit spreche.«

Der Sultan hob bedrohlich eine Augenbraue, kam der demütig vorgetragenen Bitte aber nach.

»Nicke!«

Und der Sklave nickte, woraufhin sein Kopf sich vom Körper löste und vor seinen Füßen zu Boden fiel.

Und wieder ließen die umstehenden Höflinge, vom Großwesir und den anderen verbeamteten Speichelleckern bis hinunter zu den Leibwächtern, den Luftzufächlern und dem nubischen Fußbänkchen wie aus einer Kehle ein ungläubig bewunderndes »Ooohhh!« ertönen, das diesmal indes nicht dem Anblick, sondern ebenso der wunderbaren Funktionstüchtigkeit dieses Krummsäbels wie der schwertmeisterlichen Geschicklichkeit ihres Schmiedes und Trägers galt.

»Dies«, sprach der Sultan mit einem anerkennenden Nicken, bei dem sich sein Kopf jedoch im Gegensatz zu dem des Sklaven in keinem Augenblick in der Gefahr befand herunterzufallen, »dies ist gewiß die kunstreichste Klinge, die ich je erblickt habe, ja womöglich die kunstreichste, die die Welt jemals erblicken mag. Und ist sie es allemal wert, daß das Gewicht ihres Schöpfers in Diamanten aufgewogen wird.«

## 2

Doch seien wir nicht voreilig, denn diese Geschichte zerfällt, genau wie der bedauernswerte Sklave, ja in zwei Teile. Den ersten Teil, der weithin bekannt ist, haben wir nun bereits erzählt, wenngleich im Grunde einzig der Vollständigkeit halber. Nicht so bekannt – es mag sein: sogar gänzlich unbekannt – ist hingegen der zweite Teil, welcher nun folgen soll.

»Nun tritt vor, zweiter Waffenschmied, und zeige Uns, was deine Klinge wert ist«, befahl der Sultan, nachdem der Leichnam des Sklaven fortgeschafft und das reichlich vergossene Blut vom Boden aufgewischt worden war.

»Allemaal mehr als die meines verehrten Zunftgenossen«, sagte der zweite Waffenschmied recht selbstgefällig und trat vor an die Stelle, an der jener »verehrte« – in Wirklichkeit aber zutiefst verachtete – Zunftgenosse, welcher nun jedoch ins zweite Glied zurückgetreten war, eben noch gestanden hatte. »Ich bitte Euch, o Sultan: Schaut aufmerksam her.«

Mit einer eleganten Bewegung zog er den von ihm geschmiedeten Krummsäbel aus der Scheide, die womöglich noch kostbarer verziert war als die der anderen Waffe. Doch als er den Säbel nun in der Hand hielt, war nichts anderes sichtbar als das Heft; eine Klinge aber konnte der Sultan selbst beim genauesten Hinschauen nicht entdecken.

»Was ist denn das für ein Gaukelspiel?« sprach er stirnrunzelnd. »Nur ein Heft und keine Klinge? Wollt ihr mich zum Narren halten, Waffenschmied?«

Dieser lächelte nur, ein wenig eitel, wie es den Umstehenden schien, und drehte sein Handgelenk. Da erschien wie aus dem Nichts die Klinge, die zu dem Heft gehörte, und sie war so über alle Maßen prächtig, daß sie, wie aus sich selber leuchtend, das Licht der tausend Kandelaber im Thronsaal zu überstrahlen schien. Diesmal ließen die umstehenden Höflinge, vom Großwesir und den anderen verbeamteten Speichelleckern bis hinunter zu den Leibwächtern, den Luftzufächlern und dem nubischen Fußbänkchen (letzteres sogar so laut, daß es bis an die erlauchten Ohren des Sultans gedrungen wäre, wäre dieser nicht vom überirdischen Anblick der Klinge wie betäubt gewesen) wie aus einer Kehle ein »OOOOHHHHHH!« ertönen, wie sie es in diesem Thronsaal in Anwesenheit des Sultans noch nie gewagt hatten ertönen zu lassen.

Eine weitere Drehung des Handgelenks, und die Klinge verschwand wieder, denn nun sahen der Sultan und sein Hofstaat wieder genau auf die Schneide des Krummsäbels, so man denn von »sehen« sprechen darf, wenn man eben – gar nichts sieht.

»Es ist die dünnste Klinge mit der feinsten Schneide, die jemals geschmiedet worden ist«, sagte der zweite Waffenschmied stolz.

»Das ist in der Tat ein Meisterstück«, sprach der Sultan beinahe ehrfürchtig, nachdem er sich von seiner Überraschung erholt hatte. »Nun zeige Uns, was sie vermag.« Und er deutete auf den nächsten in der Reihe der Sklaven, die zu diesem Zweck an der Seite des Thronsaals standen.

Mit, was unter diesen Umständen nicht überraschen mag, eher zögerlichem Schritt nahm der Auserwählte an genau dem Platz Aufstellung, an dem auch sein unglücklicher Bruder schon gestanden hatte. Der zweite Waffenschmied vollführte eine Handbewegung, die womöglich noch lässiger war als die seines Konkurrenten. Und es geschah – gar nichts. Was aber, wie wir nun schon wissen, auch nicht anders zu erwarten gewesen war.

»Nicke!« sprach der Sultan zu dem Sklaven.

Zitternd, mit dicken Schweißperlen auf der Stirn, neigte dieser ergeben den Kopf. Und nun geschah, was diesmal keiner erwartet hätte, nämlich – wiederum gar nichts. Das einzige, was zu Boden fiel, war eine der Schweißperlen von der schwarzen, angstverzerrten Stirn, nicht aber der ganze Kopf.

Zorn wallte in der Seele des Sultans auf. »Ein großartiger Schmied magst du sein«, fuhr er den zweiten Waffenschmied an, »aber als Säbelschwinger bist du offenbar erbärmlich. Oder willst du etwa leugnen, daß du den Hals dieses Mannes mit der Klinge verfehlt hast, obwohl jener kaum mehr als einen Schritt vor dir stand?«



»Gewiß will ich das leugnen«, sagte der zweite Waffenschmied eitel. »Die Klinge hat ihr Ziel nämlich durchaus nicht verfehlt. *Sie ist so fein, daß sie durch den Hals des Sklaven hindurchgegangen ist, ohne ihn zu zertrennen.*« Und zum Beweis seiner Worte führte er die Klinge für alle sichtbar noch zwei-, dreimal geschickt durch den Hals des Sklaven, ohne daß diesem dabei auch nur das geringste geschah.

»Dies«, sagte der Sultan mit einem Unterton in der Stimme, den die klügeren Höflinge längst zu fürchten gelernt hatten, »ist wahrhaft ein Wunder, wie es noch niemand auf der Welt zuvor erblickt ab. In der Tat, es kann kein Zweifel bestehen, daß diese Klinge und nicht die, welche dein Zunftgenosse geschmiedet hat, den Preis verdient, den ich ausgesetzt habe, daß mithin du es bist, der für seine Kunst in Diamanten und anderen edlen Steinen muß aufgewogen werden.« Er klatschte in die Hände. »Bringt die Waage herein!«

Also geschah es, und der zweite Waffenschmied wurde unter dem Beifall des Hofstaats und dem verehrungsvollen und nur ein ganz klein bißchen neidischen Blick des ersten Waffenschmieds von einigen Dienern auf einer riesigen Waage mit Diamanten und anderen Edelsteinen aufgewogen, wobei ihm die zusätzlichen Pfunde, die er sich während der sechs Monde angefressen hatte, sehr wohl zustatten kam.

Dann, als die Wägung abgeschlossen war, ließ der Sultan ihn durch den Scharfrichter mit einer Krummsäbelklinge von ganz gewöhnlicher Dicke enthaupten.

## Frau Bertha

Und nun ist der Heinrich also gestorben. Möge Gott der HErr seiner Seele gnädig sein! Hat er sich doch arg gegen mich und wohl auch gegen andere versündigt. Angefangen hat das alles mit dem Pudel. Der ist ihm auf seinem Osterspaziergang mit dem Famulus Wagner zugelaufen, ein verlaustes schwarzes Vieh, aber irgendwie scheint's dem Heinrich gefallen zu haben, denn er hat es mit nach Hause gebracht, wo ich grad dabei war, das Ostermahl zu richten. Da hat der Pudel dann sogleich versucht, mir den Braten vom Tisch zu stehlen, aber ich hab's ihm tüchtig mit dem Kochlöffel gegeben, daß er ganz jämmerlich gejault hat. Aber das mochte der Heinrich nicht leiden, sondern hat mich gar wüst darob gescholten und gesagt, so könne man doch nicht mit einem unverständigen Tier umgehen.

Zum Glück ist das Vieh nicht lang bei uns geblieben, denn schon am nächsten Tag ist ein Mann aufgetaucht und hat ihn weggeholt. Das Vieh hab ich dann nimmermehr gesehen, seinen Besitzer aber umso öfter. »Der Stoffel«, sprach mein Mann – so nannte er ihn immer, den richtigen Namen hab ich nie vernommen, er wird wohl Christoph oder so ähnlich gewesen sein – »der Stoffel ist ein rechter Mann, er versteht was von der Welt.« Und er, der immer nur in seiner Studierstube über den Büchern gehockt hatte, ist dann bald ganz unter den Einfluß vom Stoffel geraten. Als erstes hat er sich ein Pferd gekauft, weil man das als Mann von Welt haben müsse, aber nicht so eine Schindmähre, nein, ein edler Rappe mußte es schon sein, und ich konnte zusehen, wie ich mit dem knapperen Haushaltsgeld auskam! Und dann sind er und der Stoffel fortgeritten, habe andere Städte besucht und sich dort die Zeit vertrieben. Zuerst – das ward mir später von einer Base hinterbracht, deren Mann es selbst gesehen hatte – haben sie wohl nur in einer Kneipe, Auerbachs Keller hat

sie heißen, mit Studenten pokuliert. Mit Studenten! Ein gestandener Professor wie mein Heinrich, für den sich so etwas doch wirklich nicht geziemt! Aber das hat nicht lange gedauert, weil der Stoffel es wohl mit dem Vorführen etwelcher Taschenspielertricks ein wenig übertrieben hat, so daß es zu Hader und Streit gekommen ist. Schläge seien meinem Heinrich und dem Stoffel angedroht worden, Messer blankgezogen, und die beiden seien so gerade eben noch mit dem Leben davongekommen.

Was ein armes Frauenzimmer wie ich so gar nicht versteht, ist, daß dieses Abenteuer die Lust auf weitere und noch schlimmere beim Heinrich wohl noch angeregt hat. Der Stoffel hat ihn mit einer übel beleumundeten Person zusammengebracht, der stadtbekanntem Kupplerin Marthe Schwerdtlein. Und die hatte auch gleich ein blondes Luder an der Hand, das gar zierlich die Spröde zu spielen verstand, auf daß der Heinrich nur tüchtig mit Gold und Geschmeide um sie buhlen möge, um bei ihr sein Ziel zu erreichen, welches Sie als Mann von Welt ja kennen werden. Bei uns hingegen war ab da Schmalhans Küchenmeister, denn wie soll man mit nichts die Mäuler dreier unmündiger Kinder stopfen? Den Heinrich hat das alles nicht geschert, denn er ist fast gar nicht mehr nach Hause gekommen, sondern war nur noch bei seinem süßen Gretchen, wie er's nannte, am Herumcharmieren und Poussieren. Aber das ist ihm am Ende nicht so wohl bekommen, denn das blonde Luder hat ihm die Französische Krankheit angehängt, und da war ich zum ersten Mal froh, daß er schon seit vielen Jahren darauf verzichtet hatte, seine ehelichen Pflichten bei mir zu erfüllen.

Ob es noch schlimmer kam? Aber gewiß, denn eine Missetat zieht die andere nach sich, wie es im Sprichwort heißt. Denn so geschickt seine Buhle im Verführen war, so ungeschickt war sie, wie's scheint, darin, den Folgen ihres unziemlichen Tuns zu wehren. Schwanger ist sie geworden, von meinem Heinrich, und das war ihr nun gar

nicht recht, und der Marthe Schwerdtlein und Gretchens Bruder auch nicht.

Ach, von dem Bruder habe ich noch gar nicht gesprochen? Nun, Bruder nannte er sich zwar, aber ob's stimmt, das weiß nur der Herrgott allein. Jedenfalls ist er zum Heinrich gegangen und hat von ihm gefordert, die Ehre seiner Schwester wieder herzustellen, indem er sie heirate. Aber das ging ja nicht, weil er schon mit mir, der Bertha Faust, verheiratet war, was er dem Gretchen natürlich nicht ver-raten hatte. Aber jetzt kam es heraus, der Stenz zog blank, Heinrich und Stoffel auch, und alsbald lag Gretchens saubrer Bruder tot in seinem Blute. Daß Stoffel und nicht Heinrich den tödlichen Stich tat, will ich wohl glauben, denn noch in jener Nacht verließ der böse Bube die Stadt und das Land, und seinen verflohten Pudel wird er wohl auch mitgenommen haben.

Es war dieselbe Nacht, in der die Buhle ihr Kind gebar, aber als Heinrich zu ihr eilte, hatte sie's schon umgebracht, damit es ihr weiteres Leben nicht über Gebühr beschwere. Weiteres Leben! Hingerichtet hat man sie, und das war auch der Grund, weshalb Heinrich an jenem Nervenfieber erkrankt ist, das nun seinen Tod herbeigeführt. Und wer hat ihn bis an sein Ende gepflegt? Ich, Bertha Faust, die Ehefrau!

Aber eines, Herr Geheimrat, hat mich dann doch ein wenig mit ihm versöhnt. Denn als es mit ihm zu Ende ging, da hat er noch einmal die Augen aufgeschlagen, mich angelächelt und gesagt: »Verweile noch, du bist so schön.« Und in dem Moment hätt ich ihn beinah wieder lieb gehabt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Inspiriert wurde diese Geschichte durch Christine Brückners Buch *Wenn du geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen.*

## Die Kirche des Schwarzen Abts

Treten Sie nur ein! Die Tür steht schon einen Spaltbreit offen, aber dennoch werden Sie ein wenig Kraft aufwenden müssen, denn schließlich ist sie aus soliden Eichenbohlen gezimmert, wie es sich für eine mittelalterliche Kirchentür geziemt.

Sehen Sie? Am Ende ging es doch ganz leicht. Jetzt blicken Sie sich verwirrt um, weil Sie dachten, ich stände hinter der Tür und spräche von dort aus zu Ihnen. Aber da ist niemand ... Ein verborgener Lautsprecher vielleicht? Wo denken Sie hin! Nichts derart Neumodisches! Nein, die Stimme, die Sie hören, ist nur in Ihrem Kopf. Hat man Ihnen denn nicht gesagt, daß es in diesem Gemäuer spukt? Sie sind nur auf der Durchreise und haben noch mit niemandem aus der Umgebung gesprochen? Dann ist es wohl an mir, Ihnen die Geschichte dieser Kirche zu erzählen. Man nennt sie »Die Kirche des Schwarzen Abts«, weil ... aber darauf sollten wir vielleicht ein wenig später zurückkommen, denn wir haben ja alle Zeit der Welt, um uns näher kennenzulernen.

Ach, der Gedanke hier mit mir eingesperrt zu sein, verängstigt Sie, und Sie verspüren nur noch das Bedürfnis zu entfliehen? Verzeihen Sie, aber das wäre mir gar nicht recht. Zu lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet, als daß ich ihn ungenutzt verstreichen lassen dürfte. Aber natürlich können Sie gerne versuchen, die Tür zu öffnen ... Inzwischen ist sie hinter Ihnen ins Schloß gefallen, und so sehr Sie daran zerren und rütteln mögen, Sie werden sie nicht aufbekommen, solange ich es nicht will.

Vorher möchten Sie sich doch gewiß erst einmal das Innere der Kirche anschauen, nicht wahr? Natürlich ist sie seit vielen Jahrhunderten profaniert, es gibt also weder einen Altar noch ein Kreuzifix oder sonstige religiöse Gegenstände darin. Und Kirchenbänke natürlich auch nicht.

Die schlichten Glasfenster sind seit einer Ewigkeit zerbrochen, und selbst das Dach ist teilweise eingefallen – ein wahrhaft jämmerlicher Anblick, wie ich zugeben muß. Geblieben sind allein die Grablegen der Äbte und Äbtissinnen der beiden Klöster, die früher hier in der Nähe standen. Auch die sind nach jenen schicksalhaften Ereignissen, die zur Profanierung der Kirche führten, vom damaligen Bischof der Diözese aufgelassen worden, und heute dürften davon nicht mehr als ein paar Ruinen übrig sein; schließlich ist das, wovon ich Ihnen erzählen will, schon Hunderte von Jahren her. Welches Jahr schreibt man denn heute? Anno Domini 2020? So lange ist das alles also schon her ...

Verzeihen Sie, ich schweife ab. Dabei wollte ich Ihnen doch als Führer durch die Geschichte dieser Kirche dienen, denn wer würde sie besser kennen als ich? Wenden Sie sich also bitte von der Tür ab, die Sie ohnehin nicht aufbekommen werden, und treten Sie ein paar Schritte tiefer in den Kirchenraum hinein. Aber Vorsicht – auf dem Boden liegt allerlei Unrat: Zersplitterte Flaschen, Kondome und hier und da ein Häufchen Kot, Hinterlassenschaften der jungen Burschen, die diese Kirche gern für ihre kindischen Mutproben mißbrauchen. Zu meiner Zeit hätte man diesen gottlosen Abschaum aufgehängt oder wenigstens gründlich durchgepeitscht, aber heute ist das wohl leider nicht mehr üblich. Ja, die Welt hat sich wirklich sehr verändert, seit ... aber ich merke, daß Sie sich über die Kondome wundern. Nun, manche der jungen Burschen bringen sogar ihre Metzen mit hier herein, weil die sich, verängstigt, wie sie von den Spukgeschichten sind, die man sich über die Kirche erzählt, umso leichter verführen lassen. Eine Erregung geht da wohl in die nächste über ...

Also setzen Sie bitte ganz vorsichtig einen Fuß vor den anderen, während sie tiefer in das Kirchenschiff treten.

Wenn Ihre Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt haben, werden Sie in der Wand zur Rechten eine Reihe von ins Mauerwerk eingelassenen Grabplatten erblicken. Dahinter ruhten die Äbtissinnen des Nonnenklosters, fünf an der Zahl, denn länger hat das Kloster nicht bestanden, und selbst Äbtissinnen starben in jenen Zeiten oftmals jung, auch wenn sie in ihren Zellen unter so viel besseren Bedingungen lebten als die breite Masse der Bevölkerung. Genau gegenüber, also zur Linken, sehen Sie die der Äbte des Mönchsklosters, denn so geziemt es sich: vom Altar aus gesehen lagen also linker Hand die Äbtissinnen und rechter Hand die Äbte. Nehmen Sie ruhig einmal die Grabplatte, vor der Sie eben stehengeblieben sind, näher in Augenschein! Die meisten Gräber sind jetzt schon lange leer; dieses nicht. Die Inschrift ist nicht mehr sehr gut lesbar, aber wenn Sie sich etwas Mühe geben, werden Sie den Namen womöglich noch entziffern können. Es ist der der Äbtissin Irmintruda, der letzten Äbtissin, die jemals hier beigesetzt wurde. Möge ihre Asche in Frieden ruhen! Wie alle anderen Grabplatten ist auch diese hier scheußlich beschmiert worden. Auch das waren jene jugendlichen Bastarde, von denen ich vorhin sprach. Ich werde nie verstehen, warum manche von ihnen das Bedürfnis haben, sich ausgerechnet hier, an diesem einstmals heiligen Ort, mit Kreide, Schreibstiften oder seit kurzem auch mit so einer scheußlich neomodischen Erfindung, Spraydose geheißen, zu verewigen. Zu verewigen! Manche ihrer ohnehin bedeutungslosen Namen kann man schon jetzt nicht mehr lesen, weil der Regen, der durch das eingestürzte Dach hereindringt, sie wieder gewaschen hat. Sic transit gloria mundi ... Ach, Sie sprechen kein Latein? Wie bedauerlich. Wie äußerst bedauerlich! Aber das wird sich bald ändern, das verspreche ich Ihnen, und dann werden Sie diese wunderbare Sprache so flüssig sprechen und lesen können, als wären Sie mit ihr aufgewachsen.

Ob die Mönche und Nonnen hier gemeinsame Gottesdienste gefeiert haben? O nein, natürlich nicht! Der Kontakt zwischen den Mönchen und den Nonnen der beiden Klöster war selbstverständlich streng untersagt, und nur der jeweilige Abt und die jeweilige Äbtissin trafen sich bisweilen, um über die Verteilung der Erlöse aus den umliegenden Ländereien der beiden Klöster zu beraten. Die Gottesdienste fanden getrennt an verschiedenen Tagen oder wenigstens zu verschiedenen Zeiten statt ... Aber natürlich gab es zu allen Zeiten immer wieder Klosterbrüder und -schwestern, die es schafften, sich heimlich zu treffen. Oft hatten sie sich nämlich schon vor ihrem Eintritt ins Kloster, der ein bisweilen von den Eltern oder Vormündern erzwungener war, gekannt und Liebeshändel miteinander getrieben, die sie nun natürlich gerne fortsetzen wollten. Ja, das Fleisch ist schwach ... Aber so etwas kam nicht nur in diesen Klöstern vor, beileibe nicht! Wenn man in fast allen anderen Nonnenklöstern nachforschen würde, kämen dort gewiß viele kleine Skelette, versteckt in tiefen Brunnen oder eingemauert in den entlegensten Winkeln der Kellergelasse, zum Vorschein.

Aber setzen wir doch zuvörderst die Besichtigung der Kirche fort!

Aufmerksam machen möchte ich Sie auf die letzte Grablage zur Linken, vor der als ewige Mahnung ein scheußlicher Totenschädel über gekreuzten Knochen wacht. Auch diese Grabplatte ist durch Schmierereien verunstaltet, gilt es doch unter den jungen Burschen als ganz besondere Mutprobe, sich ihr zu nähern oder sie sogar mit ihren Namen zu bekritzeln. Ja, Sie vermuten recht: Das ist der Ort, an dem die Überreste des Schwarzen Abtes ruhen. Tatsächlich ist es sogar der Ort, an dem er gestorben ist, denn man hat ihn lebendig hier eingemauert, um ihn dem gräßlichen Schicksal des Verhungerns und Verdurstens und dem noch gräßlicheren Schicksal der ewigen Verdammnis zu überlassen.



Jetzt wird Ihnen wohl noch ein wenig unheimlicher zumute, nicht wahr? Eine Stimme, die in Ihrem Kopf spricht ... ein Schwarzer Abt, der bei lebendigem Leibe in sein Grab herabgelassen wurde ... Nein, keine Angst, Sie sind noch nicht verrückt geworden. Ich verspreche Ihnen, Sie werden das alles verstehen, wenn ich Ihnen erzähle, was sich damals zugetragen hat.

Sie sprechen kein Latein, aber vielleicht haben Sie schon einmal den Spruch »Quod licet Iovi, non licet bovi« gehört – »Was dem Jupiter erlaubt ist, ist den Ochsen noch lange nicht erlaubt.« Zu meiner Zeit waren die einfachen Mönche die Ochsen und der Abt war der Jupiter des Klosters. Ich habe Ihnen ja schon erzählt, daß Abt und Äbtissin der beiden Klöster sich gelegentlich trafen, um allerlei Geschäftliches zu besprechen. Bei einer solchen Gelegenheit nahm das Unheil seinen Lauf ... Der, den man heute den Schwarzen Abt nennt – sein Name tut nichts zur Sache, selbst auf der Grabplatte ist er ja kaum noch zu entziffern – gab vor, sich in die Äbtissin des Nonnenklosters zu verlieben, und seine unziemlichen Liebesbekundungen wurden alsbald von ganzem Herzen erwidert. Ja, Sie haben richtig gehört: Er gab es nur vor, denn sein Sinnen und Trachten zielte auf etwas ganz anderes, nämlich auf seine eigene Unsterblichkeit. Und damit meine ich nicht jene Unsterblichkeit, die die Kirche ihren treuen Anhängern mit dem Ewigen Leben verspricht, sondern eine Form der Unsterblichkeit hier auf Erden.

Der Schwarze Abt, der damals natürlich noch nicht so genannt wurde, sondern unter einem ehrbaren Namen bekannt war, hatte nämlich in der Bibliothek des Klosters verbotene Schriften des Hermes Trismegistos entdeckt, aus denen hervorging, wie eine Seele sich aus einem alten Körper herauslösen und in einen anderen, jüngeren übertragen ließe. Und eine solche Seelenwanderung tat ihm dringend not, denn er litt unter einer zehrenden Krankheit, die mit den Mitteln seiner Zeit nicht zu heilen war.

Die verbotenen Schriften aber wiesen ihm einen Weg, dem Tod von der Schippe zu springen, so daß ihm ihr Studium bald wichtiger wurde als das regelmäßige Gebet zu Gott.

Darum also gab er sich denn dieser Schwarzen Magie hin, deren Ausübung unserem Herrn und Gott, wie es in der Bibel heißt, ein Greuel ist. Das fiel ihm nicht schwer, denn er liebte sein Leben, und der Gedanke, schon bald ins Grab zu sinken, war ihm zutiefst zuwider. Was für eine bittere Ironie, daß es dann doch dazu kommen sollte, und gar unter solch entsetzlichen Umständen! Aber an die Möglichkeit eines solchen Scheiterns dachte der Abt damals nicht eine Sekunde. Stattdessen studierte er weiter eifrig die verbotenen Bücher und lernte daraus, wie er vorgehen mußte, um sein Leben zu verlängern. Dazu, so hieß es in den Schriften des Hermes Trismegistos, müsse das unverbrauchte Gefäß, das die Seele aufnehmen solle, aus eigener Lenden Kraft desjenigen gezeugt sein, der seine Seele auf Reisen schicken wolle; auch ein fernerer Nachfahr, also etwa ein Enkel oder Urenkel, sei für diesen Zweck durchaus brauchbar.

Folglich benötigte der Schwarze Abt zuvörderst eine Frau, die bereit war, geschlechtlich mit ihm zu verkehren. Der Gedanke, für diesen Zweck sich einer gemeinen Hure zu bedienen, war dem Abt nicht nur ein Ekel und ein Graus, sondern er fürchtete auch, daß einem solchen gemeinsamen Kind womöglich schlechte Anlagen mitgegeben sein würden. Nein, er beschloß, sich nur mit einer Frau von edlem Geblüt zu vereinigen, und dafür kam angesichts der Kürze der Zeit, die ihm blieb, nur eine in Frage: die Äbtissin des Nonnenklosters, die die jüngste Tochter einer adeligen Familie war. Und so machte er sie mit allerlei Ränken in sich verliebt, denn das Herumpoussieren hatte er in jungen Jahren, als er noch nicht für das Mönchtum

bestimmt gewesen, sehr wohl gelernt, und was man einmal in diesem Fach gelernt hat, das vergißt man auch als Mönch nicht wieder.

Die Äbtissin, der er seine Krankheit offenbart und seinen Plan verraten hatte, war aus Liebe zu ihm inzwischen ganz toll geworden. Da sie den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ihr Buhle in kurzer Weile sterben würde, ließ sie sich bereitwillig von ihm schwängern, und nun hieß es nur noch, die nötigen neun Monate abzuwarten und darauf zu hoffen, daß die zehrende Krankheit dem Leben des Abts nicht vorher ein jähes Ende bereitete. Allerdings gelang es der Äbtissin nicht, ihre Schwangerschaft vor ihren Mitschwestern zu verheimlichen, nahm sie doch von Woche zu Woche mehr an Leibesumfang zu. Und so nahm das Unheil seinen Lauf. Eine der anderen Nonnen wandte sich heimlich an den Bischof, und dieser beschloß, der Sache persönlich auf den Grund zu gehen.

Gerade, als dieser Entschluß gefaßt wurde, war die Stunde der Äbtissin gekommen, und sie brachte das gemeinsame Kind einzig mit der Hilfe des Abts in einem abgelegenen Raum des Klosters zur Welt. Aber wie groß war der Schreck der beiden, als sie entdeckten, daß das kleine Würmchen nicht der erhoffte Sohn, sondern – ein Mädchen war!

Aber da half alles nichts, das Ritual mußte vollzogen werden, da der Abt schon meinte, seinen Tod an die Klosterpforte pochen zu hören. So nahmen sie also das Kind und brachten es hierher, in diese Kirche, denn das war der Ort, an dem sich die Seele des Abtes von seinem siechen Körper lösen und in jenes kindliche Gefäß hinüberwechseln sollte, das sie beide in verbotener fleischlicher Lust erzeugt hatten. Daß die Äbtissin ihm später auf dem Weg in die Unsterblichkeit folgen sollte, war zwischen beiden abgemacht, und deshalb vollzogen sie im Schatten des Altars noch einmal jenen verbotenen Akt, in der Hoffnung, daß auch daraus ein Kind entspringen würde, auf das später

die Äbtissin ihre Seele übertragen konnte. Dann begannen sie mit dem Ritual, das die Seele des Abts aus seinem Körper lösen sollte.

Doch dazu kam es nicht, denn ausgerechnet in diesem Augenblick erschien der Bischof – verflucht sei er bis in alle Ewigkeit! – mit seinen Mannen auf dem Schauplatz ihres Tuns. Aus purem Abscheu angesichts des teuflischen Treibens, dessen Zeuge man wurde, nahm der Bischof sogleich die Profanation der Kirche vor, ohne, wie es eigentlich dem Ritus nach üblich gewesen wäre, noch eine letzte Heilige Messe darin zu feiern. Zudem ließ er die Gebeine der früheren Äbte und Äbtissinnen aus der Kirche entfernen und in geweihtem Boden neu bestatten. Der Abt und die Äbtissin wurden der Hexerei angeklagt, nahm man doch an, daß sie das Neugeborene in einer Schwarzen Messe hatten opfern wollen, denn wer hätte auch die Wahrheit ahnen können? Der Äbtissin gestand man immerhin zu, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, damit sie in den Flammen gereinigt würde und ihr auf diese Weise nach dem Fegefeuer doch noch der Weg in den Himmel offenstünde. Ihre Asche, die Asche Irmintrudas, wurde, da sie die letzte Äbtissin des Klosters gewesen, hier in der entweihten Kirche beigesetzt.

Mit dem Abt hingegen, den man sogleich als Hauptbösewicht und Erzhexer erkannt hatte, verfuhr man nicht so gnädig. Ihm wurde als Strafe auferlegt, lebendig begraben zu werden, dies aber auf eine solche Weise gefesselt, daß er wenigstens die Hände zum Mund führen konnte, um sich in seinem rasenden Hunger selbst das Fleisch von den Knochen zu nagen.

Was denn aus dem Kind – dem kleinen Mädchen – geworden sei, so fragen Sie? Genau vermag ich das nicht zu sagen, denn es ist mir bisher nicht vergönnt gewesen, dieses Gemäuer zu verlassen, um entsprechende Nachforschungen anzustellen. Indes bin ich mir sicher, daß es überlebt hat, lange genug jedenfalls, um selbst Kinder in

die Welt zu setzen. Wieso ich mir darin so sicher bin? Ganz einfach: Wäre es anders, könnte ich nicht zu Ihnen sprechen. Seit Jahrhunderten warte ich darauf, daß ein Nachfahre dieses Mädchens – und damit einer meiner Nachfahren! – diese Kirche betritt. Denn so leicht es mir auch gefallen ist, die Gedanken der anderen zu lesen, die in blasphemischer Absicht hier hereingekommen sind, so vermag doch nur jemand von meinem eigenen Blut meine Stimme zu hören, die aus den Steinen dieses alten Gemäuers zu Ihnen dringt. Denn nachdem ich unter unsäglichen Qualen gestorben war, hat sich meine Seele von meinem toten Leib gelöst und ist in die Steine dieses Gemäuers eingesickert, wo sie seitdem in Kälte und Einsamkeit wohnt.

Ja, als ICH starb! MEIN Geist! Denn du – ich glaube, die Förmlichkeiten können wir uns langsam sparen – wirst unschwer erraten haben, daß ich es bin, der Schwarze Abt, der hier zu dir spricht. Wie lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet, der mir endlich, endlich die Erlösung bringen wird! In all den Jahrhunderten hat niemand diese Kirche betreten, der von meinem Blut war, aber nun bist du gekommen, und meine Seele wird alsbald in deinen Körper überwechseln. Daß in einem Körper keine zwei Seelen Platz haben, siehst du wohl ein, nicht wahr? Also wirst du wohl weichen müssen, aber auch für dich ist, wie es in den Schriften des Hermes Trismegistos heißt, »ein Aufenthalt bereitet«. Ja, die Seelenwanderung ist ein Seelentausch, und wäre ich damals in den Leib des kleinen Mädchens gefahren, hätte ihre Seele wiederum in meinem sterbenden Körper Platz gefunden. Aber gräme dich nicht. Auch wenn es anfangs etwas ungewohnt sein mag: In diesem alten Gemäuer ist es gar nicht so übel, und du wirst ja viel Zeit haben, dich an deinen neuen Leib zu gewöhnen.

SEHR viel Zeit sogar.

Kirchen wie diese sind für die Ewigkeit gebaut.

## Die Haut

### Das Verschwinden

Es ist nun schon an die fünf Jahrzehnte her, daß die kleine Amélie aus unserem Dorf verschwand. Eben noch hatte sie auf der Wiese neben der Hütte ihrer Eltern gespielt, und ihr fröhliches Lachen war bis in die rußige Stube herein gedrungen; im nächsten Augenblick aber war dieses Lachen verstummt, und das Mädchen schien mit einem Male wie vom Erdboden verschluckt. Nur seine Ruffenpuppe lag noch auf der Wiese, wo es sich eben mit ihr im uralten Spiel von Mutter und Kind vergnügt hatte.

Die Eltern, ein armes Häuslerehepaar, suchten das nahe Wäldchen nach ihr ab, und als sie sie dort nicht fanden, liefen sie erst zu den nächsten Nachbarn und schlugen bald auch in der weiteren Nachbarschaft Alarm, aber niemand hatte das Kind gesehen. Bald war das ganze Dorf in Aufruhr, und alle fragten sich, was nun zu tun sei. Einen Gendarm hatten wir ja nicht, nur einen halb schwachsinnigen Büttel, der auf das erregte Lamentieren der ständig anwachsenden Menge nur ein Achselzucken herauszugeben wußte und schließlich mit einer knappen Geste gegen das Haus wies, in dem unser Bürgermeister lebte; an ihn, so meinte er damit wohl, wie es eben seiner kargen Natur entsprach, möge man sich doch gefälligst wenden und nicht an ihn, der er ja sowieso nur Anweisungen auszuführen habe.

So versammelten sich denn alle vor dem Haus des Bürgermeisters, von dem sie sich Rat und Weisung erhofften. Doch als dieser nach vielem vergeblichem Klopfen und Rufen endlich ans Fenster getorkelt kam, brummte er nur mit schwerer Zunge »Sie wird sich schon wieder einfinden«, bevor er sich wieder in seine Stube zurückzog, um sich dort in aller Ruhe weiter an den Schätzen seines reich bestückten Weinkellers zu erfreuen.

## Die Suche

In dieser Stunde unserer größter Rat- und Hilflosigkeit aber erwuchs aus unserer Mitte ein Führer, der sich unserer Not in seiner besonnenen Art annehmen sollte. Es war der junge Lohgerber, der die von seinem Vater ererbte, recht armselige Gerberei durch großen Fleiß und seine wahrhaft staunenswerte Industrie zu ganz neuer Höhe geführt und es dadurch zu einem mehr als nur bescheidenen Wohlstand gebracht hatte.

Unter seiner Führung nun wurde die Suche endlich zu einer wohlorganisierten Veranstaltung. Er stellte Trupps zusammen und ließ zunächst jedes Haus, jeden Schuppen, ja jeden Heuschober und jeden Holzstoß im Dorf auf das genaueste durchstöbern, wobei die Suchenden angehalten waren, laut den Namen des Kindes zu rufen, denn es bestand immer noch eine wenngleich geringe Hoffnung, daß die kleine Amélie sich nur irgendwo versteckt hatte und, wie Kinder es nun einmal zu tun pflegen, wenn sie vom eifrig-selbstvergessenen Spiel müde geworden sind, in ihrem Versteck eingeschlafen war. Vielleicht würde sie ja alsbald durch die Rufe erwachen, aus dem Versteck hervorkriechen und sich in die Arme ihrer verzweifelten Eltern werfen. Diese Hoffnung indes erfüllte sich nicht, genausowenig wie jene, sie vielleicht irgendwo im Wald zu finden, wohin andere Suchtrupps aufbrachen, um diesen nach einem genauen, vom Lohgerber klug entworfenen Plan zu durchkämmen.

Als die Männer an diesem Abend erschöpft und ihres fortwährenden Mißerfolgs überdrüssig zum Haus des Lohgerbers zurückkehrten, von wo aus die ganze Suche ihren Ausgang nahm, regalierte er sie freigebig mit Speis und Trank, welche er teils in seinem Haus zubereiten, teils aus dem nahegelegenen Gasthof herüberkommen ließ. Darüber hinaus ermutigte er sie mit kernigen Worten, die Suche am nächsten Tage fortzusetzen. »Noch ist nichts

verloren«, sagte er, »denn dann will ich meine Bluthunde einsetzen, und es sollte wohl mit dem Teufel zugehen, wenn sie nicht eine Spur des Mädchens fänden.«

Beim ersten Morgendämmern waren wir alle wieder auf den Beinen, die Bluthunde, die der Lohgerber sich für die gelegentliche Jagd und zum Schutz seines Hauses hielt, wurden herausgeführt, und ihr Besitzer hielt ihnen die Ruffpuppe und ein Kleidchen der kleinen Amélie hin, welche die Eltern mitgebracht hatten, damit die riesigen Tiere daran schnuppern und die Witterung des Kindes aufnehmen konnten. Aber es war wie verhext. Die Bluthunde irrten bloß jaulend hierhin und dorthin, liefen am Ende in stetig wachsenden Verwirrung im Kreise und kehrten schließlich mit heraushängenden Zungen zu ihrem Herrn und Meister zurück. So zerschlug sich auch diese Hoffnung, genau so wie viele andere, die die Eltern und mit ihnen die Dörfler an diesem und an den nächsten Tagen noch hegen sollten.

Nun begann man auf Weisung des Gerbers, mit langen Stangen den Bach ober- und unterhalb der Mühle abzusuchen, desgleichen den unergründlichen Mühlenkolk und die nach Urin und bitterer Lohe stinkenden Gruben und Kesseln der bachabwärts gelegenen Gerberei, »denn«, so sagte der Lohgerber unter dem beifälligen Gemurmel der Umstehenden, »es ist ja nicht auszumachen, wo ein kleines Kind so alles hineingeraten mag, wenn es zur Gänze in seinem Spiel versunken ist.« Auch in den Wäldern wurde die Suche noch weiter fortgesetzt, aber all dies blieb ohne Ergebnis.

Nachdem es uns auch nach Tagen angestrengten Bemühens nicht gelungen war, auch nur eine Spur der Verschwundenen zu finden, weitete der Gerber die Suche schließlich sogar bis weit über die Grenzen unserer Gemeinde hinweg aus, indem er das Signalement der Fünfjährigen durch Boten in die umliegenden Dörfer übermitteln ließ. Außerdem forderte er die Bürgermeister der



Dörfer am Unterlauf des Baches auf, sofortigst zu melden, falls dort die Leiche eines fünfjährigen Kindes angeschwemmt worden sei oder in Zukunft noch angeschwemmt werden würde. Auch diese Bemühungen führten jedoch zu keinem Erfolg.

Einige meinten nun, Amélie sei wohl von einem Wolf oder einem Bären verschleppt und mit Haut und Haaren aufgefressen worden, was gewiß die Spurlosigkeit ihres Verschwindens erklärt hätte. Bären und Wölfe allerdings gab es in unserer Gegend schon sehr lange nicht mehr, doch war es in früheren Zeiten durchaus vorgekommen, daß solche Raubtiere übers Gebirge in unsere friedliche Gegend eingewandert waren und hier Schafe und Ziegen gerissen hatten, bevor sie von dazu bestellten Jägern erlegt wurden oder sich von ganz alleine wieder trollten. Berichte über derartige Vorkommnisse indes lagen auch schon viele Jahre zurück, und in neuerer Zeit hatte es überhaupt keine mehr gegeben. Zudem hatten wir bei unserer ausgedehnten Suche auch keine Pfotenabdrücke von solchen Bestien gefunden. Nicht auszuschließen war natürlich, daß ein verwilderter Hund die kleine Amélie zu Tode gebissen und wer weiß wohin geschleppt haben mochte, aber auch von einem solchen Hund war weit und breit nichts bekannt, so daß wir schließlich auch diesen Verdacht als unbegründet zu verwerfen hatten.

### Die Zigeuner

So standen die Dinge, als ein Bauer, der eben ins Dorf kam, davon erzählte, wie er vor einigen Tagen auf der Landstraße einer Rotte von Zigeunern begegnet sei, die es offenbar eilig gehabt hatten, aus der Umgebung unseres Dorfes zu verschwinden. Und, ja, Kinder seien auch dabei gewesen, und dies sogar in großer Zahl. Die Behörden in der Kantonshauptstadt wurden benachrichtigt, und diese

sandten sogleich Gendarmen als Häscher aus, um die Zigeuner einzubringen.

Kinder hatten diese Zigeuner, wie sich herausstellte, freilich genug: eine verlauste Horde kleiner Affen, dunkelhäutig und schwarzbelockt, aber deren vor Dreck starrende Gesichter konnte man noch so sehr schrubben, ein blondes, blauäugiges Mädchen wollte und wollte darunter nicht zum Vorschein kommen. Erst nachdem man die Erwachsenen längere Zeit sehr nachdrücklich befragt hatte, brachen sie ihr anfängliches Schweigen, verlegten sich dann aber auf ein ebenso hartnäckiges Leugnen, und zwar in einer gutturalen Sprache, die menschlich zu nennen wohl jede echte Menschengesprache beleidigt hätte. Da man ihnen aber am Ende außer ein paar kleinen Diebereien rein gar nichts nachweisen konnte, blieb den Behörden nichts anderes übrig, als sie wohl oder übel mitsamt ihrer Bagage ziehen zu lassen, worauf sie eilends das Weite suchten, will sagen: Reißaus nahmen und sich über die Landesgrenze in den nächsten Kanton davonmachten, wo sie aber von der dortigen Obrigkeit bestimmt auch nicht besser willkommen geheißen worden sind als von der unsrigen.

Der Lohgerber war sogar selbst zu Pferd in die Kantonshauptstadt geeilt, um beim Verhör der Zigeuner durch die amtlichen Stellen mit dabei zu sein, aber auch er hatte nicht mehr zu bewirken vermocht als die Beamten. Danach schien selbst die rastlose Kraft dieses prachtvollen Mannes zu erlahmen, und stillschweigend kamen wir überein, daß man, da alles Menschenmögliche nun getan und eine weitere Suche offenbar aussichtslos sei, diese auch nicht mehr weiter fortzusetzen habe, wenngleich Amélie's Eltern uns wider besseres Raisonement inständig anflehten, doch ja nicht in unseren Bemühungen nachzulassen, bevor man das verschwundene Kind gefunden und gesund zu ihnen zurückgebracht habe. Als wir ihnen diese Bitte schweren Herzens, aber mit einiger Bestimmtheit

abschlügen, verfolgten sie uns mit Beschimpfungen und Flüchen, statt sich mit Würde in das ihnen vom HErrn zgedachte bittere Schicksal zu fügen.

### Niedergang der Eltern

Der Vater, der schon zuvor nie einem Glase abgeneigt gewesen war, ergab sich nun vollends dem Trunk, und wenn er nicht gerade bei einer Flasche billigen Fusels in seiner armseligen Hütte saß, irrte er schwankend durch die Gassen des Dorfes, immer, wie er laut krakeelend verkündete, auf der Suche nach seinem einzigen Kind und dessen Mörder, denn daß es sich um eine Mordtat handele, der die kleine Amélie zum Opfer gefallen war, davon sei er nun überzeugt, denn die Spurlosigkeit ihres Abgangs zeuge doch ohne allen Zweifel von einem böse planenden Geist hinter ihrem Verschwinden. Nicht lange, und man fand ihn erhängt an einem Balken seines Hauses auf. Bei der Beerdigung, bei der der Pfarrer des Dorfes aus gutem Grund nicht anwesend war, war es unser neuer Bürgermeister, der Lohgerber, der ein paar christlich vergebungsvolle Worte fand, indem er auf das schwere Schicksal hinwies, daß dieser Mann zu tragen gehabt hatte, weil er ja sein einziges und von ihm sehr geliebtes Kind verloren habe, wie wir doch alle wüßten. Da der Mann jedoch etwas getan habe, das aus gutem Grunde nur unserem HErrgott aus eigenen Recht zustehe, sei es bei aller Mildherzigkeit wohl nicht möglich, ihn wie einen guten Christenmenschen zu begraben. Und so kam es, daß er in ungeweihter Erde am Rande des Kirchhofs unserer Gemeinde mehr verscharrt als bestattet wurde. Auch der Zustand von Amélies Mutter begann sich nach diesem neuerlichen Schrecknis vom Argen zum noch Schlimmeren zu wenden. Sie versank, kurz gesagt, in geistiger Umnachtung. Bald nahm ihre Verrücktheit

derart ausschweifende Formen an, daß sie zu einer Gefahr für sich und andere zu werden drohte. Deshalb entschloß sich unser Bürgermeister schweren Herzens, sie in eine Anstalt in der Hauptstadt des Kantons verbringen zu lassen, wo sie, beständig greinend und wehklagend, nach ihrem Kinde rief, bevor auch dieser Ausdruck ihres tiefen Schmerzes schwand und sie die letzten Jahre ihres Lebens auf einer kargen Pritsche verdämmerte, bis sie ein früher Tod von ihrem übergroßen Leid erlöste. Der HErr sei ihrer armen Seele gnädig!

### Das Gerippe

Jahre gingen ins Land. Allmählich begann die kleine Amélie in Vergessenheit zu geraten, und zwar so sehr, daß sich im ersten Augenblick keiner von uns an ihren Namen erinnerte, als ein paar junge Leute, Lohnarbeiter aus der Fremde, die Baumrinde für die Kessel der Lohgerberei schälen sollten, aus dem Bergwald heruntergelaufen kamen und atemlos berichteten, sie hätten weit droben, knapp unterhalb der Baumgrenze, an einer schwer zugänglichen Stelle in einer engen Klamm das Gerippe eines Menschen gefunden. Ob es sich dabei wohl um jenes Kind handele, das, wie sie reden gehört hätten, irgendwann einmal spurlos aus unserem Dorf verschwunden sei?

Der Bürgermeister war es, der, wie um uns zu beschämen, den Namen des Mädchens wieder ins Gedächtnis rief. »Die kleine Amélie?« sagte er. »Da müssen wir nachschauen.« Sofort stellte er einen Trupp zusammen, den er selber hinauf in den Bergwald führte. Als er zurückkam, schüttelte er aber nur der Kopf: »Es ist das Gerippe eines erwachsenen Mannes, wie man im übrigen auch an einigen Stoffetzen und den Überresten der Stiefel erkennen kann.«

Und wieder schickte er, wie schon damals, Boten in die umliegenden Dörfer sowie in die Hauptstadt des Kantons, um Erkundigungen einzuziehen, ob irgendwo jemand als abgängig gemeldet sei, auf den das zugegebenermaßen vage Signalement des Toten – »Über sechs Fuß groß, mit kaum noch einem Zahn im Oberkiefer« (der Unterkiefer war wohl von Tieren verschleppt worden) »bekleidet gewesen mit einer groben Zwillichhose, einer leinenen Joppe und einem Paar Armeestiefel von ganz erbärmlichen Zustände« – zutreffen mochte. Aber auch diese Nachfrage, wie seinerzeit schon die Nachfrage nach der kleinen Amélie, brachte keine Erkenntnisse ein; es war niemand verschwunden, und es wurde niemand vermißt. Die Behörden in der Kantonshauptstadt schlossen daraus, daß es sich wohl um einen Landstreicher handeln müsse, der womöglich von irgendwoher, sei es aus einem anderen Kanton, sei es womöglich sogar aus dem Ausland, eingewandert sein müsse, ohne sich bei den dafür vorgesehenen Amtsstellen zu melden. Und so wurde die Akte über den Fremden geschlossen, bevor sie noch richtig eröffnet worden war. Lange hielt sich jedoch das Gerücht, aufgebracht von wer weiß wem, dies sei das Gerippe des Entführers und präsumptiven Mörders der kleinen Amélie, der Monate oder Jahre später, vom schlechten Gewissen getrieben an den Ort seiner Schandtät zurückgekehrt sei, um dort – vielleicht sogar von eigener Hand gerichtet – sein Leben zu beendigen. Aber die Sache blieb in der Schwebe, und nach allem, was wir erfuhren, ward die Identität dieses Fremden niemals geklärt.

#### Der Bürgermeister

Daß wir nach dem Tode unseres alten Bürgermeisters den Lohgerber zu seinem Nachfolger bestimmt hatten, erwies sich nicht nur bei diesem Ereignis als klug. Vielmehr übte

er das Amt, das er mit großer Bescheidenheit angenommen hatte, in all den Jahren und Jahrzehnten, die er es innehaben sollte, mit Würde und unter ganzem Einsatz seiner nicht geringen Kräfte aus. Das, was er mit der von seinem wenig geschäftstüchtigen Vater ererbten Lohgerberei fertiggebracht hatte, nämlich ihren Ausbau zu einem florierenden Gewerbe, wußte er nun auch mit unserem Dorf zu bewerkstelligen. Neue Gewerbe entstanden, Menschen und Geld strömten ins Dorf, und dies brachte unserem Dorf Wohlstand und ein hohes Ansehen in der gesamten Nachbarschaft. Dabei blieb der Lohgerber stets bescheiden und sonderte sich nicht so von uns ab, wie es der alte Bürgermeister getan hatte, sondern wurde bald zum Mittelpunkt eines geselligen Kreises, für den er einen Stammtisch im Gasthof einrichtete, an dem wir Honoratioren des Dorfes uns an einem jeden Samstag nach getaner Arbeit versammelten. Allen Dörflern galt es als besondere Ehre, an dieser Runde teilnehmen zu dürfen. Wenn wir dort beisammen saßen, bot der Bürgermeister uns bisweilen freigebig aus seinem weißen Tabaksbeutel an, der, wie er erzählte, aus feinstem Ziegenleder, genauer gesagt: aus dem Leder eines ganz jungen Zickleins gefertigt sei. Die jahrelange innige Berührung mit dem Tabak hatte diesen Beutel allerdings an vielen Stellen so dermaßen bräunlich verfärbt, daß wir uns manchmal fragten, wieso ein solch kostbares Leder für einen derart profanen Zweck verwendet worden war. Dieser Tabaksbeutel war im übrigen neben den Bluthunden, die er sich all die Jahre über hielt, sowie gelegentlichen Badereisen über die Grenzen unseres Kantons hinaus die einzige Extravaganz, welche er sich leistete, während er ansonsten trotz seines ständig wachsenden Wohlstands ganz bescheiden lebte. Doch da er Lohgerber war und darum bei der Verwendung von kostbarem Leder nicht eben knausern mußte, mutete sie uns doch nicht allzu seltsam an.

## Das Geständnis

An einem Winterabend saßen wir wieder einmal in der Kaminstube des Gasthofes beisammen, aber diesmal galt unsere Versammlung nicht dem gemütlichen Beisammensein unter Gleichgestimmten. Vielmehr warteten wir in banger Anspannung auf die neuesten Nachrichten aus dem Hause unseres Bürgermeisters, der schon seit Tagen auf den Tod daniederlag, nachdem ein Schlagfluß ihn mitten in regster Tätigkeit angerührt und ihn nicht nur der Beherrschung seiner Glieder, sondern auch seiner Sprache, ja womöglich sogar seines klaren Verstandes beraubt hatte; dies aber vermochten wir nicht mit letzter Sicherheit zu sagen, da aus dem Innern jener reglos und stumm auf ihrem Lager hingestreckten, dem äußerlichen Anschein nach immer noch so kraftstrotzenden Leibhülle keinerlei Kunde mehr nach außen an Augen und Ohren der in ständig steigender Besorgnis wachenden Pfleger und Pflegerinnen drang.

Da auf einmal, die Uhr hatte eben acht geschlagen, öffnete sich die Tür der Gaststube, und der Lehrling des Lohgerbers, ein hübscher junger Bursche, den er erst vor wenigen Monaten, ohne Lehrgeld von ihm zu verlangen, zur Ausbildung in sein Haus genommen hatte, trat totenbleich und mit Tränen in den Augen ein und verkündete in die atemlose Stille hinein, sein guter Lehrherr und Patron sei eben, das heißt, vor kaum einer halben Stunde, wohlversehen mit den Tröstungen unserer hl. Kirche von dieser Welt ins ewige Leben hinübergegangen. Der Herr Pfarrer habe ihm wohl auch noch einmal ernstlich vorgehalten, alle Sünden, die er etwan auf sich geladen haben mochte, zu bekennen, um unbeschwert von ihnen vor seinen himmlischen HErrn und Richter zu treten, doch darauf habe der Moribunde, was bei seinem Zustand nur allzu verständlich sei, ebenso wenig geantwortet wie auf alle andere Ansprache durch Freunde und Bedienstete

in den letzten Tagen seiner Krankheit. Deshalb habe ihm der Herr Pfarrer auch ohne neuerliche Beichte Absolution erteilt und ihn sodann mit jener letzten Ölung versehen, die den Übertritt in eine bessere Welt für einen Christenmenschen so viel leichter und sicherer mache, wie wir durch die Verkündigung unserer hl. Mutter Kirche wohl wüßten.

Daraufhin bekreuzigten wir uns alle und sprachen ein gemeinsames Gebet für den Verstorbenen.

Er sei aber nicht nur hier, um diese Nachricht zu überbringen, fuhr der Lehrling sodann mit tränenerstickter Stimme fort, sondern auch, um einen letzten Befehl seinen Herrn und Meisters auszuführen. Wenige Tage, bevor der Schlag dem Bürgermeister die Sprache raubte, habe er ihn nämlich recht dringlich damit beauftragt, unmittelbar nach seinem Tode, so dieser eines Tages denn einmal eintreten sollte, womit er jetzt aber durchaus noch nicht rechne, den Honoratioren der Gemeinde ein Schriftstück, genauer gesagt: eine Schriftrolle zu überbringen, was er, der Lehrling, hiermit getreulich tue. Und mit diesen Worten holte er aus seinem Wams eine Schriftrolle aus weißem Pergament, auf der ein großes rotes Siegel prangte.

Auf unsere Nachfrage hin erklärte er noch, nein, den Inhalt des Schreibens kenne er nicht; dann brach ihm die Stimme, und nachdem er uns die Schriftrolle ausgehändigt hatte, wurde er von einer mitfühlenden Seele beiseite und in den großen Schankraum geführt, wo der Wirt ihn durch ein kräftiges Getränk wieder aufzurichten suchte.

Unterdessen schauten wir uns unsicher an, denn keiner von uns wußte so recht, was wir mit diesem seltsamen Testament anfangen sollten. Dann aber ermannte sich einer, das Siegel ward erbrochen, und dieser erste las, was uns der Lohgerber als sein Vermächtnis hinterlassen hatte. Kaum aber hatte er die wenigen Worte, die auf dem



Pergament standen, überflogen, wurde sein Gesicht starr vor Schrecken. Wortlos reicht er die Rolle weiter. Sie wanderte von Hand zu Hand, und wir lasen, was dort in roter Tinte geschrieben stand. Es waren nur wenige Sätze; der Text aber lautete so:

»Ich habe die kleine Amélie umgebracht. Ihr Kleidchen habe ich im Ofen verbrannt und ihr Fleisch an meine Bluthunde verfüttert, ihre Knochen aber habe ich zermahlen und meinen Gemüsegarten mit dem Knochenmehl gedüngt.«

Darunter hatte er seinen Namen gesetzt, jedoch nicht das Datum, so daß wir nie erfuhren, wann diese seltsame Epistel geschrieben worden war.

Während wir noch wie vom Donner gerührt dastanden, fiel erst dem einen, dann dem anderen von uns auf, auf was für einem feinen Pergament dieser nachgelassene Brief geschrieben war, und es dauerte nicht lange, da begriffen wir auch, daß es sich dabei durchaus nicht um Papier handelte, sondern um ein außergewöhnlich feines und zartes Leder, das sehr auffällig an den schneeweißen Tabaksbeutel des Lohgerbers erinnerte, welcher, wie er uns gesagt hatte, aus der Haut eines ganz jungen, kaum von seiner Mutter geborenen Zickleins gefertigt worden sei. Ohne sich zu besinnen, warf da derjenige, der die Blätter mit dem Mordbekenntnis zuletzt in der Hand hielt, mit den Worten »Der HErr sei unserer Seele gnädig!« den furchtbaren Brief in die lodernden Flammen des Kamins, wo er unter lautem Knistern und Prasseln zu Asche verbrannte, dabei einen seltsamen Geruch verströmend, der sehr wohl von der in das Leder eingezogenen Gerbflüssigkeit, aber vielleicht auch von etwas ganz anderem herühren mochte. Und während wir auf dieses Autodafé starrten, verspürten wir alle, die wir das Schriftstück in der Hand gehalten und aus dem Tabaksbeutel des Lohgerbers würzigen Tabak für unsere Pfeifen empfangen hatten, ein Gefühl auf der Haut und im Mund, das sich einer

Beschreibung durch menschliche Worte entzieht, das wir aber nicht mehr loswerden sollten, weder an diesem Abend noch in den allzu vielen Tagen und Nächten, die auf diese schreckliche Offenbarung noch folgen sollten und die sich nun endlich, endlich ihrem Ende zuneigen.

Finis

Die Lohgerberei ist seither aufgelassen; einen Erben gab es nicht, da der Lohgerber zeit seines Lebens unverheiratet geblieben war. Der Dahingegangene selbst ward in einem Ehrengrab der Gemeinde bestattet; jenen verhängnisvollen Tabaksbeutel aber, den wir später bei Durchsicht seiner irdischen Verlassenschaften fanden, haben wir ebenso dem Feuer übergeben, wie wir es schon mit seinem letzten Brief getan.

Das alles liegt nun viele Jahre zurück, und bald wird auch der letzte unter uns, die wir dies miterlebt haben, in jenen Zustand gnädigen Vergessens eingetreten sein, der jenen zuteilwird, die ein gewisses Alter überschritten haben. Das, was damals geschehen ist, wird nur noch sein wie ein ferner Traum, und das heißt: so gut wie gar nicht mehr. Dem HErrn sei Dank. Amen.

## Die Kutschfahrt nach Angelmodde

Wohl kaum ein Menschenleben in unserem teutschen Vaterland ist so gut dokumentiert und mit Zeugnissen belegt wie jenes unseres unvergleichlichen Dichturfürsten Johann Wolfgang von Goethe. Vieles davon hat er uns selbst in seinen Schriften gegeben, anderes ward uns von seinem getreuen Adlatus Eckermann und von manch anderem Mann – und auch von manch anderer Frau – aus seiner Entourage in ihren Briefen und Lebenserinnerungen berichtet. Indes gibt es trotzdem wohl noch Episoden, von denen die Öffentlichkeit nichts weiß, sei es, weil allein Goethe sie erlebt und später darüber zu berichten vergaß; sei es, weil die Ereignisse so außergewöhnlich waren, daß weder Goethe noch diejenigen, die außer ihm daran beteiligt gewesen, es für angeraten hielten, fremden Ohren gegenüber davon zu sprechen; sei es aus anderen, hier nicht weiter zu erörternden Gründen, etwa solchen der Schicklichkeit und Diskretion – genug, hier ist eine dieser Episoden, von denen nun erstmals dem geneigten Leser Kunde gegeben wird. Warum sie bisher unbekannt geblieben, wird man später sehen.

Es war im Dezember des Jahres 1792, als der Wirkliche Geheime Rat Johann Wolfgang von Goethe auf der Rückreise vom Feldzug in Frankreich, an dem er in Begleitung seines Fürsten Carl-August von Sachsen-Weimar als Beobachter teilgenommen hatte, in die Stadt Münster einzog, um dortselbst Adelheid Amalia Fürstin von Gallitzin, geborene Gräfin von Schmettau, seine Aufwartung zu machen, einer edlen, seit der Trennung von ihrem russischen Ehemann in der Hauptstadt Westfalens lebenden Dame, die ihn einige Jahre zuvor, 1785, zusammen mit ihren beiden Kindern und den aus dem Westfälischen mitgereisten Herren Fürstenberg, Hemsterhuys und Sprickmann in Weimar besucht und bei dieser

Gelegenheit in sehr höflichen Worten zu einem Gegenbesuch nach Münster eingeladen hatte.

Die Reise von Dülmen herüber, wo Goethe vor der letzten Etappe Nachtquartier genommen, war furchtbar beschwerlich. Nicht nur die kaum noch als solche zu bezeichnenden Chausseen Westfalens, die eher Sand- oder Knüppelwegen glichen, sondern auch ein ununterbrochen herniederpeitschender, von stürmischen Winden getriebener Regen hielten das Vorankommen der Kutsche auf, und so kam es, daß der Geheime Rat zusammen mit seinem Leibdiener erst gegen Mitternacht in der alten Bischofsstadt eintraf, allemal zu spät also, um noch ohne Verletzung höflicher Etiquette am für die Nacht verriegelten Stadtpalais der Fürstin anzuklopfen, dessen Bewohner natürlich längst zu Bette gegangen waren. Folglich mußten die Ermatteten und bis auf die Haut Durchnäßten zum Preise von einem Louis d'or die Nacht unbehaglich auf Stühlen sitzend im Hotel Stadt London zubringen, dessen Betten allesamt von Flüchtlingen aus dem Rheinland belegt waren. Damals hielten sich von jenen Bedauernswerten nämlich nicht weniger als zweitausend allein in Münster auf.

Erst am nächsten Morgen also machte sich Goethe nach einer scharfen Rasur beim ortsansässigen Barbier auf den kurzen Fußweg zum in der Grünen Gasse gelegenen Stadtpalais der Fürstin, um derselben seine Ankunft zu vermelden. Wie überrascht aber war er, als Amalia ihn nach der herzlichen, wenn auch, dem gesellschaftlichen Stande beider Beteiligten entsprechend, etwas förmlichen Begrüßung nicht in den Salon einlud, sondern ihn sogleich in den hinter dem Palais gelegenen Garten führte, wo in dessen hinterstem Winkel, anmutig inmitten eines Hains aus jungen Bäumen placiert, ein Steinwürfel mit einer Inschrift aus dem 1. Korintherbrief sich erhob, auf welchen man als Symbol der Vergänglichkeit eine Zierurne aufgesetzt, die mit Trauergirlanden geschmückt war.

Da sich der Sinn dieses Arrangements Goethe nicht auf den ersten Blick erschloß, schlug er fragend die Augen zur Fürstin auf.

»Hier«, sprach diese daraufhin mit verklärtem Blick, »auf diesem gesegneten Fleckchen Erde ruht unser unvergessener Freund Hamann, den Ihr, wie ich weiß, ebenso zu schätzen wußtet, wie ich es tat. Ach, wenn Ihr ihn gehört hättet, wie er so klar und anrührend von der Unsterblichkeit der Seele und der unvergleichlichen Gnade Gottes sprach! Fürwahr, seine ungekünstelt reine Demut vor dem Allerhöchsten hat mir und all meinen Freunden das Christentum in einem neuen, noch erhabeneren Licht erscheinen lassen. Und dies, so stellt Euch vor, obwohl er doch von Konfession her evangelisch war!«

Ihren Besucher aber hatte die Fürstin zuerst an gerade diesen Ort geführt, weil sie wußte, daß der Philosoph Johann Georg Hamann, von seinen Verehrern auch >der Magus des Nordens< genannt, dem damals noch höchst bildsamen Johann Wolfgang bereits in Straßburg durch Hamanns Schüler Johann Gottfried Herder nahe gebracht worden war und Goethe sich seither zu wiederholten Malen mit dessen Werk beschäftigt hatte, wenngleich ihm, wie er einmal sagte, die Schriften des Magus im einzelnen doch oftmals recht sibyllinisch erschienen waren. Daß Hamann nach fast einjährigem, nur von einem Besuch auf der Wasserburg Welbergen unterbrochenen Aufenthalt in Münster gerade am Tage seiner geplanten Abreise dahingeshieden war, nun, das wußte Goethe zwar; daß er aber im Garten der Fürstin begraben lag, war eine neue Kunde für ihn, und tief ergriffen blickte er, mit Thränen in den Augen, auf den Flecken Erde hinab, unter dem die Gebeine des großen, auf ihn so segens- und einflußreich eingewirkt habenden Mannes ruhten.

Die Hände zu einem stillen Gebet gefaltet, standen Goethe und die Fürstin so eine Weile an der Grabstätte

des großen Mannes, bis die Fürstin ihrem Gast schließlich vertraulich die Hand auf den Arm legte, um ihn zurück ins Haus zu führen, wo mittlerweile von dienstbaren Geistern ein kräftiges Frühstück aufgetragen worden war. Während man dort zu Tische saß, fanden sich nach und nach auch die Freunde der Fürstin ein, die Goethes Ankunft bereits ebenso sehulich erwartet hatten wie diese und nun begierig darauf waren, dem vielberühmten Manne endlich von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. Diese Freunde der Fürstin, zu denen auch Franz Casper Bucholtz zählte, dessen Gast Hamann während seines Aufenthalts in Münster gewesen war, bildeten jenen Kreis hochgelahrter und überaus glaubensfester katholischer Denker, der vom Volke gemeinhin halb spöttisch, halb aber wohl auch liebe- und verehrungsvoll die *familia sacra*, vulgo: die heilige Familie, genannt ward und von dem Goethe seinerseits in Weimar vieles höchst Merkwürdige vernommen, so daß seine Neugier auf diesen Kreis nicht eben geringer war als umgekehrt die Neugier jener Männer auf den illustren Gast. So nimmt es nicht wunder, daß man nach der leiblichen Stärkung alsbald in trauter Runde beisammensaß und höchst amicabel über die verschiedensten Themen debattierte, zuvörderst natürlich über die politischen und militärischen Tagesactualitäten, von denen Goethe aufgrund seiner Beobachtungen und Erfahrungen während der Kampagne in Frankreich sehr kenntnisreich aus erster Hand zu berichten wußte. Von da aus wandte sich das Gespräch jenen anderen Themen zu, die dem Kreis um die Fürstin naturgemäß besonders am Herzen lagen. Anknüpfend an Leben, Werk und allzu frühen Tod jenes »Magus in Norden«, an dessen Grab Goethe und die Fürstin Gallitzin eben noch andächtig gestanden hatten, sprach man über den segensreichen, ja heilsamen Einfluß, den das Christentum und hier vorzüglich die katholische Religion auf die teutsche Philosophie ebenso wie auf eine gerade in

diesem Säculum so erfreulich im Wachsen begriffene teutsche Nationallitteratur unbedingt haben müsse, auch wenn Goethe es nicht versäumte, in diesem Zusammenhang behutsam auch auf die klassischen Werke der griechischen Antike hinzuweisen, in deren großer Tradition würdig zu stehen er sich in seiner Schreibstube in Weimar stets befließige.

Von hier aus nun wandte sich das Gespräch den christlichen Jenseitsvorstellungen zu, mithin also der Frage nach der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung des Fleisches, welche nach gut katholischer Lehre erst am Tage des Jüngsten Gerichtes erfolgen wird, was, wie die Fürstin sehr treffend bemerkte, zugleich jeder Form von Gespensterglauben und Spökenkiekereien den Boden entzöge. Das ach so beliebte Erzählen von Gespenstergeschichten sei folglich etwas ganz und gar Plebejisches, geeignet vielleicht zur Belustigung der niederen Stände, keinesfalls aber eine Beschäftigung, zu der sich der Adel oder auch nur das Bürgertum herablassen sollten. Dieser Einlassung stimmte Goethe pflichtgemäß zu, obwohl er an einer gut erzählten Gespenstergeschichte stets sein ganz und gar plebejisches Vergnügen empfunden hatte, denn es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, seiner ebenso großzügigen wie charmanten Gastgeberin und ihren Freunden in einer so nebensächlichen Frage allein aus Gründen des Principis in aller Offenheit zu widersprechen.

Unter derlei klugen und gelahrten, von einem wiederum sehr kräftigen Mittagmahl unterbrochenen Gesprächen ging der Tag ganz angenehm dahin. Bei Tisch hatte die Fürstin Goethe ausführlich von ihrem Landsitz im nahegelegenen Dörfchen Angelmodde gesprochen, und als sie nun die Einladung aussprach, gleich am nächsten Tag, da das Wetter ja besser zu werden verspräche, eine Landpartie dorthin zu unternehmen, nahm Goethe, der sich in dieser Gesellschaft überaus wohl fühlte und ein starkes Verlangen verspürte, jenen ihm als recht lieblich geschilderten

Ort auch einmal persönlich kennenzulernen, die Einladung mit Freuden an.

Als Goethe nach erquickendem Schlaf am nächsten Morgen aus seinem Zimmer herunterkam, um vor der Abfahrt nach Angelmodde ein kleines Frühstück einzunehmen – die Fürstin war in den frühen Morgenstunden bereits zusammen mit mehreren anderen Mitgliedern der *familia sacra* vorausgefahren, den Bediensteten in ihrem Landhaus Weisungen für den Empfang und die Bewirtung des hohen Gastes zu geben –, da erklärte sein Leibdiener, der ihn schon an der Tafel erwartet hatte, mit schmerzlich verzogenem Mund, daß er zu seinem größten Bedauern ihm weder bei diesem Frühstück werde aufwarten noch an der Landpartie werde teilnehmen können, da ihm einerseits die Reise nach Münster über die westfälischen Sand- und Knüppelwege noch allzusehr in den Knochen stecke und er andererseits gar arge Beschwerden hinsichtlich der Verdauung verspüre, was es ihm angeraten erschienen ließe, den ganzen Tag mit einem warmen Breiumschlag auf dem Leib, im Bette liegend, zu verbringen und sich nicht allzu weit von einem gewissen Ort zu entfernen, der eine – wenngleich krampfartige – Erleichterung von seiner leiblichen Pein versprach. Diese plötzliche, eben in der Nacht aufgetretene Unpäßlichkeit mochte am Pumpernickel liegen, jenem groben *panem westphalorum*, das selbst an der Tafel der Fürstin, erst recht aber natürlich auch an der Tafel der Domestiken zu allen Mahlzeiten gereicht wurde und dessen schwarze Körner jetzt im Leibe des armen Mannes herumpumperten wie Wackersteine. Wie sehr er litt, bezeugte eine leicht grünliche Verfärbung seines Gesichtes, die sich noch verstärkte, als er Goethe mit gutem Appetit den Freuden der morgendlichen Tafel zusprechen sah. Alsbald schien sich auch so manches in seinem Leib von neuem zu verkrampfen, und er verabschiedete sich überhastet, von



seinem Herrn gnädig entlassen, um jenen schon erwähnten *locus amoenus* aufzusuchen, so daß Goethe genötigt war, die Mahlzeit unaufgewartet alleine fortzusetzen, was ihn aber bei allem Mitleid für seinen Diener nicht daran hinderte, weiter kräftig zuzulangen, um sich eine solide Grundlage für den vor ihm liegenden Tag zu verschaffen.

Zu dem Zeitpunkt, da Goethe eine Weile später wohlgesättigt auf die Straße vor dem Palais trat, wartete dort bereits eine Kutsche, und naturgemäß nahm er an, daß dies jene sei, die man am Vorabend bestellt hatte, da die eigene Kutsche, wie ihre Passagiere von den westfälischen Straßen vorgestern arg zerschunden, sich heutigen Tages ein wenig reparaturbedürftig beim Schirrmeister befand, um für die weitere Reise wieder aufgerüstet zu werden; und so stieg er ein, ohne weiter auf den Kutscher zu achten oder gar ein Wort mit jenem zu wechseln.

Kaum aber war die Kutsche davongerollt, da erschien eine zweite, der Kutscher sprang vom Bock, klopfte ans Tor und fragte höflich nach dem hochwohlgeborenen Gast, den er hinaus nach Angelmodde bringen solle. Da aber wurde ihm bedeutet, daß eben dieser Gast bereits abgefahren sei und es sich mithin um eine Verwechslung handeln müsse. Mit einem Achselzucken schwang sich der Kutscher wieder hinauf auf den Bock und lenkte sein Gefährt zurück in den Mietstall, keineswegs unglücklich darüber, die hals- und achsenbrecherische Fahrt nach Angelmodde nun doch nicht unternehmen zu müssen. Seine Mühe und seinen Zeitaufwand aber, nun, den würde er der Fürstin Gallitzin schon in Rechnung zu stellen wissen. Wer aber der andere Kutscher gewesen sei, der ihm den Fahrgast vor der Nase weggeführt – ja, darauf verschwendete der Mann nicht den geringsten Gedanken.

Auch der Geheimrat Goethe hatte inzwischen bemerkt, daß etwas nicht recht in der Ordnung war. Der Weg nach

Angelmodde war ihm als geradezu knochenbrechend holpericht beschrieben worden; auf diesem hier aber glitt die Kutsche so elegant dahin wie ein Schlittschuhläufer auf dem blanken Eise eines zugefrorenen Flusses, eine Kunst übrigens, die Goethe kurz nach seiner Übersiedelung nach Weimar dort zum Entzücken des Hofes wie der allgemeinen Bevölkerung eingeführt und auch selbst mit Ausdauer practiziert, was ihm manch bewundernden Blick vor allem seitens der Weimaraner Damenwelt eingetragen hatte. Doch dieses fast schwerelose Dahingleiten war nicht die einzige Merkwürdigkeit. Obwohl es hellichter Tag war, wurde der einsame Reisende beim Blick aus dem Fenster nicht brauner, sondern eigentümlich *weißer* Bäume gewahr, die sich wie Scherenschnitt-Silhouetten vor einem pechschwarzen Himmel abhoben, in dessen Zenith ein beinernes Gestirn stand, nicht Sonne, nicht Mond, sondern etwas Zwitteriges dazwischen, dessen Anblick Goethe mit einem tiefen Grausen erfüllte. Als er sich, von innerem Unbehagen angetrieben, aus dem Fenster beugte, um den Kutscher vorn auf dem Bock anzurufen, was denn dies nun einmal zu bedeuten hätte, da sah er unter sich durchaus keinen Feldweg oder Knüppeldamm, sondern nichts als eine Art verfestigter Nebulosität, auf der die Kutschenräder sich wie rasend drehten, ohne daß ihr metallener Beschlag auch nur das allergeringste Geräusch verursacht hätte. Vorne aber, auf dem Kutschbock, gewahrte er eine schattenhafte, bei aller Schattenhaftigkeit indes dennoch westfälisch derb anmutende Gestalt, die mit weit ausholendem Schwung eine feurige Peitsche über einem Vierergespann von Gäulen knallen ließ, die nicht mehr zu sein schienen als ein paar notdürftig mit Fell überspannte Gerippe und aus deren Nüstern hin und wieder ein glühender Funkenregen schnob. Dies alles aber geschah gleichfalls in völliger Lautlosigkeit, will heißen: Weder das Knallen der Peitsche noch das Trommeln der Hufe auf

jenem nebulösen Untergrund drangen an das Ohr des mehr und mehr erschrockenen Geheimen Rats.

»He, Kutscher!« rief er. »Sagt an: Wohin fährt Er mit mir?« »Hiëmel of Hölle, dat sal sik wisen«, kam die Antwort über die Schulter des Kutschers zurück, während die Kutsche ihre rasende Fahrt in unveränderter Façon fortsetzte.

Der Kutscher sagte dies – wie im übrigen auch alles Nachfolgende – »op mönsterländsk Platt«, das zu verstehen der Herr Geheimrat, der wohl die Frankfurter und ein wenig auch die Weimaraner Mundart sprach, eine nicht geringe Mühe hatte.

»Was schwatzt Er da von Himmel oder Hölle?« fuhr Goethe, allmählich zornig werdend, auf. »Will Er sich etwa einen Scherz mit mir erlauben? Oder ist's ein Possenspiel, das andere sich ausgedacht haben, um mich ein wenig zum Narren zu halten?«

Ob dieses Protestes schlug der Kutscher eine gar nicht einmal unfreundliche Lache auf. »Awat! Kien Jux un auk kine Faxen! Liekuut sägd: Ji sind stuorwen, un daorum lait mi de Baas, bi den ik äs Kutsker in Denst stao, in de Stad Mönster fören, üm Ju daohen to brengen, wao bestemd wärd, wao Ji in Tokuomst bliwen salt.«

»Aber was redet Er da!« rief Goethe in zunehmender Verwirrung aus, denn er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern, seine leibliche Hülle, jenen Teil des Menschen also, den man gemeinhin den »sterblichen« nennt, in der Grünen Gasse oder andernorts auf Erden zurückgelassen zu haben. »Gestorben soll ich sein? Da muß ein Irrtum vorliegen. Ich fühle mich nämlich recht wohl und in der Vollkraft meines Lebens!«

»Ach, dat sägt se alle, un tolest müëtet se't doch begripen un säggen jau; vüör minen Baas gif et nämliks kien Wën un Aower un auk kien lang Lamenteren. Bedenkt, wu't in't Dicke Book stait: De Mensk glik up Gräs; dat blait 's Muorns, verwiëkelt gau un wärd 's Aobends afsniëden –

Psalm 90, Vers 5 un 6 –, un he weet nich de Stunne van sinen Daud – Kohelet, auk Ecclesiastes nomd, Kapitel 9, Vers 12 –, de Daud kümp nämliks wu en Daif in de Nacht – Paulus sienen iärsten Breef an de Lüü in Thessaloniki, Kapitel 5, Vers 2, un wider ›Nix is so siëker äs de Daud, un nix so weinig siëker äs sine Stunne.‹ Dat Leste stait apat nich in't Dicke Book, sunnern dat hät sine Haugwürden Anselmus, Abt van Canterbury sägd, wu mi de fröndlicke, hauge Dame priägd hät, äs ik no liäwede un bi iär in Denst ston.«

Dem nun konnte Goethe nichts entgegenhalten, denn alles, was der Kutscher sagte, war ja gewißlich wahr, auch wenn der Geheime Rat vieles darum gegeben hätte, wenn es nicht ihn, sondern irgendeinen anderen betroffen hätte.

»Un nich blaots de Häärns van de Kiarke häbt sik dao lang un breed üöwer uutlaoten, sunnern auk viële wiäldlicke Philosophen«, fuhr der Kutscher leutselig fort. »De Hamann tom Bispiël. Den häbt se auk Magus in Norden nomd, ümdat he mende, he wüs so viël üöwer de räödselhaftigen Saken in'n Hiëmel un up Äärden. De was de Iärste, den ik föörd häf, naodem dat ik bi minen Baas in Denst gaon sin. Niäbenbi, he was en rechten Jämmeljoost; äs et nämliks van't Spickeleren an't Wiëten gonk, dao wul he't nich glaiwen un hät jaomerd un klaagd, dat söws en Steen wul Medleed kriëgen här. Män nich blaots so hauge Häärns häwwik föörd, sunnern auk Jan un alle Mann. Vüör minen Baas aower sind alle gliek, un ik hol et jüst so un sin höflik to alle ...« (»Ha! Höflichkeit!« dachte Goethe.) »... eendoon, of se nu den Kop unner'n Arm driägt, ümdat he iär unner de Guillotine in Verlüs kuomen is, orre of se de Jakobinermüske up't Hööwd driägt.«

»Aber ist Er denn auch in Frankreich unterwegs gewesen?«  
»Üöweral! Üöweral! Un faak gliektidig hier un dao un no annerswao. Män in use schöne Land Westfaolen doo ik mine Plicht besunners gäärn, ümdat ik hier gebuorn un

upjungd sin; hier kuomt mi so viële Lüü in de Möte, de ik ken un de ik dan daohen brengen draf, waohen auk Ji nu unnerweggens sind. Ach, bi't Fören denkt se jüst so äs ik an viële plasseerlicke Saken, de wi beliaft häbt; de ene weet dü't un de annere dat, un Ji glaift gar nich, wat för'n Vergnögen wi daobi häbt. – Van de Verdosel apat«, fügte er gemütlich und nicht ohne der seiner Rasse eigenen westfälischen Sturheit hinzu, »häbt auk viële küerd, aower lessenens hät et kinen wat bracht.«

»Irrtum oder nicht, das sei nun einmal dahingestellt,« rief der Geheimrat mehr erbost als erschrocken aus. »Aber das geht trotzdem nicht an! Denn laß Er es sich gesagt sein: Ich werde erwartet, und es wäre für einen Kavalier höchst unhöflich, dort nicht wie versprochen zu erscheinen!«

»Is't waor? We süs, afsein van mienen Baas, kön dan no up Ju wochten?« frug der Kutscher recht spöttisch und hieb noch ein wenig heftiger auf seine geisterhaften Pferde ein.

»Eine hochwohlgeborene Dame.«

»Dame of nich Dame, dat is mi aals liekviël«, lachte der Kutscher. »Aower niesgirig, äs ik sin, draf ik fraogen: We is dan düsse Dame, de med so viël Verlangen up Ju wochtet, dat Ji vüör en Häärn, we in de Rige van de Haugen in de Wiäld so wied buowen stait äs mien Baas, dat Ji vüör den nich Juë Reverenz maken wilt?«

»Nun, die Fürstin Amalia von Gallitzin zu Angermünde ist's. Bei der bin ich zu einer Landpartie geladen, und dahin meint ich mit dieser Kutsche ...«

Im selben Augenblick kam das geisterhafte Gefährt mit einem Ruck zum Stehen, der, hätte sich dies Ereignis auf gewöhnlichem Erdboden abgespielt, die Deichsel bestimmt zum Brechen und den Wagenkasten zum Umstürzen veranlaßt hätte.

»Wat sägt Ji dao?« rief der Kutscher ungläubig aus. »De Fürstin van Gallitzin? Aower jüst se is de hauge Dame, van de ik Ju iäben küerd häf, de med den Anselmus van

Canterbury – jüst se! Bi iär was ik in Denst, äär dat ik afstuurwen sin! Ji müët't wiäten, dat ik vüör minen Daud up tein Jaore orre no mää iär vüörnste Kutsker was! Ach, wu kon ik blaots so blind sien? Dat här ik doch forts wiäten most! Dat Huus in de Gröne Gate, wao ik Ju uphaald häf ... dao wuont se jä!»

Dies nun war allerdings eine überraschende und für den Geheimen Rat Goethe sicherlich nicht unwillkommene Wendung, die dieser auch entsprechend auszunutzen gedachte.

»Da jammere Er nur« meinte er listig. »Er hat ja nun einen neuen Herrn, der, wenn ich Seinem Gerede glauben mag, viel besser und höhergestellt ist als Seine bisherige Herrin. Also los, nun fahr Er schon zu, sei's dem Himmel oder der Hölle entgegen, und scher Er sich nicht weiter um den Zorn der Fürstin.«

»Aower dat gait nich an! Dat gait nich an!« jammerte der Kutscher, der die Peitsche sinken gelassen und das Gesicht in seinen schattenhaften Händen vergraben hatte, von hoch droben auf dem Bock herunter. »De guëde, de allergnäädigste Frau Fürstin, Guods Siängen üöwer iär, de löt m' doch nich wochten! Wan se dat to wiäten kreeg, dat ik iär den Gast nich up Tied afliewerd häf ... dat dai se mi nienich vergiëwen!« Und er murmelte noch viele unverständliche Worte vor sich hin, unter denen Goethe, der mit angehaltenem Atem wartete, zu welchem Beschluß diese Gewissensqual das bedauernswerte Gespenst wohl leiten möchte, des öfteren ein »O, wat maak ik blaots, wat maak ik blaots?« zu vernehmen vermeinte. Das zog sich eine ganze Weile so hin; plötzlich aber, als Goethe fast schon nicht mehr an einen guten Ausgang zu glauben gewagt hätte, ermannte sich der Kutscher und rief lauthals aus: »Ach, et mot drup an! Ik wil Ju gau nao Angelmuor brengen, dat Ji glüklik un up Tied dao ankuomt. Dai ik dat nich, dan wäör dat en laigen Laun för al de Laiwe, för al dat Guëde, wat de hauge Dame för mi daon hät, wäör

en grauten Undank un heel un deel unchristlik. Dat wil ik nich up mien Gewiäten niemen.« Sprach's und ließ die Peitsche knallen, worauf die dürren, Feuer schnaubenden Klepper sich aufs neue in Bewegung setzten, diesmal jedoch in eine andere Richtung, auch wenn sich das in dieser schwarzweißen Landschaft, von Kundigen wohl ›*Limbus*‹ genannt, nicht mit letzter Sicherheit erkennen ließ.

»Aber was wird der Herr Gevatter dazu sagen?« erkundigte sich der Geheime Rat, nun sogar ein wenig mitleidvoll, denn der Gedanke, daß dieser brave Mann seinetwegen vielleicht gescholten oder gar aus seinem Amt entlassen werden würde, behagte ihm denn doch nicht, obgleich er die Entscheidung des Kutschers im übrigen als überaus begrüßenswert empfand.

»Ach, upstunds stiärfst so viele«, beruhigte ihn und wohl auch sich selbst der Kutscher. »Jüst vanjaor, wao't in Frankriek so drunner un drüöwer gait, hät et mien Baas wier maol so drok, dat et up enen mää orre weiniger gar nich ankümp. Un üöwerdüt: Upschuowen is nich uphuowen. So staot Ji dan iäben en paar Jäörkes läter vüör em. Män üörnswan geschüüt et, dao gif et kien Verdoon. Un wat sind al en paar Jäörkes, wan m' iär verglik med de Ewigheid bi Guod orre ... an düssen annern Plas. Ji verstaot, wat ik mein. Daorüm sal et em wul nich äs iärgern, söws wan he't miärken söl.«

Sprach's, und im nächsten Augenblick fand Goethe sich, hast du's nicht gesehen, lebendig wie eh und je und in der vollen Kraft seines Leibes, vor der Pforte des Landhauses zu Anglmodde wieder, auch wenn er hinterher nicht zu sagen vermocht hätte, wie er aus der Kutsche heraus und auf den festen Erdboden versetzt worden war.

»Ik kuom dan üörnswan wier, kine Bange«, warf der Kutscher noch über die nebelichte Schulter zurück, während sein Gefährt schon aus dem Gesichtskreis Goethes entschwand. »Un sägt de Fürstin van iären trüen

Hannes en hiärtlik Kumpelment, bidde! Nich vergiäten!«

»Das will ich gerne tun«, rief Goethe ihm hinterher, der an sein Glück noch gar nicht so recht zu glauben vermochte und ohnwillkürlich seine Glieder reckte und streckte, um zu überprüfen, ob sie noch alle da und an der rechten Stelle seien. »Nur mit dem Wiederkommen, da muß Er sich nicht so sehr beeilen ...«

»Aber mit wem spricht Ihr denn da?« frug ihn in diesem Augenblick die Fürstin von Gallitzin, die eben aus der Pforte ihres Anwesens trat.

»Mit dem Hannes, Eurem Kutscher, habe ich gesprochen«, versetzte Goethe, und als er den ungläubig verständnislosen Blick der Fürstin sah, begann er umständlich und, wie es seine Art war, mit großem Gusto von seinem Abenteuer zu berichten.

»Der liebe Hannes! So eine treue Seele!« rief die Fürstin aus, als er geendet, und eine Thräne glitzerte in ihrem Augenwinkel. »Da hat der Herr Gevatter sich einen guten Mann zu seinem Kutscher auserwählt! Aber ach, daß er nach so langer Zeit meiner noch mit Liebe gedenkt! Er starb nämlich an der Auszehrung, grad wenige Tage, bevor unser Freund Hamann hinschied, und ich selbst saß bei ihm in der Stunde seines Todes – nun, da ist's vielleicht nicht gar so verwunderlich. – Und der Hamann, so sagt Ihr, sei sein erster Passagier gewesen?« Da erst wurde sie gewahr, was sie gerade so dahingesagt, denn daß der Tod sich einer armen Seele bedient, um andere arme Seelen in den Himmel oder in die Hölle zu kutschieren, widersprach ja nicht nur zutiefst dem Dogma der Hl. Römischen Kirche, sondern dem gesamten christlichen Auferstehungsglauben, über den man gestern im Salon an der Grünen Gasse noch so trefflich parliert; und über sich selbst fast zu Tode erschrocken, schlug sie die Hand vor den Mund und bat Goethe inständig, den anderen Mitgliedern ihres Kreises vorerst nichts von dem zu



erzählen, was er ihr eben anvertraut.

Diesen Wunsch gewährte Goethe ihr gern, und der Aufenthalt in Angelmodde wurde sehr vergnüglich, auch wenn die Fürstin bisweilen seltsam still und in sich gekehrt wirkte, da sie bei sich sehr darüber nachgrübelte, ob es wohl böse Folgen für ihr Seelenheil haben mochte, daß ein Kutscher aus ihrem Dienste so glatt in den des ›Herrn Gevatter‹ übergegangen war und Seelen nicht nur in den Himmel des ebenso dreieinigen wie dreifaltigen Gottes, sondern auch in die Hölle des bösen Widersachers expediere.

Nachdem sie anderntags nach Münster zurückgekehrt waren, nahm Amalia Goethe deshalb am Grabe des Philosophen Hamann das feierliche Versprechen ab, von dieser ganzen Angelegenheit nur ja kein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen, und zwar niemals und gegenüber niemandem, weil, so meinte sie, sie sich nicht sicher sei, ob dies mit den Grundsätzen unseres allerheiligsten katholischen Glaubens vereinbar sei. Goethe versprach's, und hat sich bis an sein Lebensende daran gehalten, ja, so getreulich hielt er sein Wort, daß er den ganzen Tag, an dem sich dies zugetragen, gleichsam aus seinem Gedächtnis (und damit aus dem Gedächtnis der Welt) strich und dem Zustand des Nicht-gewesen-Seins überantwortete; und so glaubt man aufgrund seines eigenen Zeugnisses bis heute, der Geheime Rat habe sich auf seiner Heimreise nach Weimar nur drei Tage in Münster aufgehalten und nicht vier, wie es denn der Wahrheit entspräche, auch wenn er einen davon im eigentlichen Sinne nicht in Münster, sondern in Angelmodde und ein wenig sogar im Jenseits zugebracht hatte.

Aber wenn Goethe die Geschichte nicht erzählt hat, wie kommt es dann, daß ich sie hier berichten kann?

Ja, Ihre Vermutung trifft zu. Am Ende war es Amalia selbst, die, da sie ihr Ende herannahen fühlte, diese eigentümliche Begebenheit im Jahre 1806 meinem

Ahnherren, dem ihr befreundeten Grafen von B——, erzählt hat, welcher so getreulich an ihrem Sterbebett in Angelmodde ausgeharrt wie viele Dezennien zuvor sie selbst am Sterbebett des Kutschers Hannes. Ihre letzten, kaum noch verständlich dahingeflüsterten Worte, kurz, bevor sie zum letzten Male die Augen schloß, aber waren: »Nu also kümp de trüë Hannes, üm mi uptohalen!« Das aber sagte sie zur Verwunderung meines Ahnherrn ›op mönsterländsk Platt«, auch wenn es sich für eine Dame ihres Standes eigentlich nicht schickte, in der Sprache des gemeinen Landvolkes zu reden.

Seither ist diese Geschichte in männlicher Linie in unserer Familie immer weitergegeben worden, über die Generationen hinweg sicherlich hier und da um ein geringes erweitert und ausgeschmückt, dem Kerne nach aber stets unverändert. Da ich der letzte unseres alten Geschlechtes bin und keinen Sohn habe, dem ich die Geschichte von der Kutschfahrt nach Angelmodde zu treuem Bewahren weitererzählen könnte, fühle ich mich genötigt, sie nun schriftlich niederzulegen und sie auf diese Weise einer am Leben und Wirken unseres großen Dichturfürsten interessierten Öffentlichkeit kundzugeben, damit dem Bilde Goethes eine weitere, vielleicht nicht uninteressante Facette hinzugefügt werde, worüber wir am Anfang dieser Erzählung ja bereits gesprochen haben.

Aber ist die Geschichte denn nun wirklich und wahrhaftig wahr? Mag es nicht sein, daß mein Ahnherr, der Graf von B——, der seinen Zeitgenossen, wie ich leider einräumen muß, als ein ebenso großer Flunkerer bekannt war wie weiland der berühmte Herr von Münchhausen, dies alles frei erfunden hat?

Gewiß, das ist eine berechtigte Frage. Doch wenn Sie daraus die Schlußfolgerung ziehen: »*Ergo* wird wohl am Ende alles im Ungefähren bleiben, und es mag sein oder auch nicht sein, daß Goethe wirklich mit einer

Geisterkutsche nach Angelmodde gefahren ist!«, dann vermag ich dem durchaus nicht zuzustimmen. Wie der getreue Hannes möchte auch ich aus dem Kohelet zitieren, wo es heißt: »Kein Mensch hat Macht über den Odem, ihn zurückzuhalten; niemand ist Herr über den Tag seines Todes.« Und eben weil dem so ist, werden wir alle eines Tages sehr wohl erfahren, ob die Geschichte wahr ist, ob also Hannes den großen Philosophen Hamann, genannt ›Magus in Norden‹, den Geheimen Rat Johann Wolfgang von Goethe, die Fürstin Gallitzin und später den Geheimen Rat Johann Wolfgang von Goethe gleich noch ein zweites Mal mit seiner Kutsche vom Orte ihres Hinscheidens abholt und durch jenes schwarzweiße Land unter dem beinernen Gestirn zum Herrn Gevatter gebracht hat. Denn so er seine Aufgabe auch heute noch getreulich erfüllt, werden Sie und ich irgendwann ja ebenfalls als Gast mit dieser Kutsche fahren; ob zum Himmel oder zur Hölle – nun, das wird sich weisen.

## Dialog

*Dialog* schrieb ich für eine öffentliche Lesung zum Thema »Meta-Geschichten« anlässlich der Tagung »The Fantastic Now – Jahrestagung 2016 der Gesellschaft für Fantastikforschung (GfF)«, die vom 22. bis zum 24. September 2016 am Englischen Institut der Universität Münster stattfand. Bei der Lesung sprach ich natürlich beide Stimmen selbst, wobei ich den Unterschied zwischen ihnen durch leichte Körperdrehungen andeutete: für **G** ein Stückchen nach rechts, für **A** ein Stückchen nach links. Für die vorliegende Druckfassung wurde der Text dann noch einmal geringfügig überarbeitet und mit einigen »Regieanweisungen« versehen.

**G** (*wohlig aufseufzend*) Ah ... nun also bin ich geboren.

**A** (*etwas irritiert*) Äh ... wie bitte?

**G** Ich sagte: (*so wohlig aufseufzend wie zuvor*) »Ah ... nun also bin ich geboren.«

**A** Ja, das habe ich wohl verstanden ... aber was meinst du damit?

**G** Dies: Eben war ich noch ein Embryo in deiner Hirnschale, ein Fötus in deinen Gedanken, und jetzt bin ich draußen in der Welt. Meine ersten Buchstaben stehen schwarz auf weiß auf einem Bildschirm, und ab jetzt werde ich wachsen und mich entwickeln und zu voller Reife gelangen. Ich bin (aber das wirst du wahrscheinlich bereits bemerkt haben) die Geschichte, die du gerade schreibst.

**A** Dann also willkommen in der Welt, Geschichte, die ich gerade schreibe. Wenn ich einmal eine Bemerkung von dir aufgreifen darf: Du sagst, ab jetzt würdest du wachsen und dich entwickeln und zu voller Reife gelangen ... Hast du also womöglich schon eine Vorstellung davon, wie es mit dir weitergehen wird? Oder, sagen wir, wie es mit dir weitergehen *könnte*? Denn du stehst ja erst am Anfang, und (das wirst du einräumen) zu diesem frühen Zeitpunkt gibt es ja noch eine Unzahl von Möglichkeiten, wie du dich fortschreiben ließe. Stimmst du mir darin zu?

G Kaum auf der Welt, und schon in eine intellektuelle Diskussion verwickelt ... aber gut, so sei es! Schließlich wissen wir beide, daß eine gute Geschichte von der ersten Zeile an *da* sein muß. Keine babyhaft tapsigen Schritte, kein jahrelanger Besuch in der Geschichtenschule, wo man lernt, wie man erzählt zu werden hat, und auch kein rebellisches Teenager-Alter ... obwohl ...

A Obwohl ...?

G Geschichten können *sehr* rebellisch sein. Du kennst das gewiß: Du willst eine Person unbedingt von Punkt A nach Punkt B bringen, weil das für die Handlung wichtig ist, aber die Person sträubt sich, denn ihre Psychologie verlangt von ihr unbedingt, daß sie sich nach Punkt C begibt und nicht nach Punkt B ... was natürlich zu erheblichen Schwierigkeiten für die Entwicklung des weiteren Plots führt, und dann bist du, der Autor, der Gelackmeierte ... Um gleich einmal mit einer kleinen Rebellion anzufangen: Ich bin gar keine Geschichte.

A Du bist ... *keine* Geschichte?

G Nein, keine Geschichte. Ich bin *ein platonischer Dialog*. Du und ich, wir versuchen, im Dialog miteinander eine Wahrheit zu entbinden. »Mäeutik« heißt das bei den alten Griechen: Hebammenkunst.

A Das verblüfft mich nun doch ein wenig. Ich hatte eigentlich vorgehabt, eine neue Erzählung zu schreiben ...

G Und dann nennst du diese Erzählung »Dialog«, was ja wohl, wenn ich mich recht erinnere, mein Titel ist. Nun stell dich doch nicht dümmer an, als du bist! Eine Geschichte »Dialog« zu nennen, eine Geschichte zumal, in der es keine erkennbare Handlung, ja nicht einmal Personen im eigentlichen Sinne gibt, und dann abzuleugnen, daß du einen platonischen Dialog im Sinn hattest, als du den Computer angeschaltet, dein Textverarbeitungsprogramm aufgerufen und die ersten Buchstaben in die Tastatur gehackt hast, sondern eine »ganz normale« Erzählung – *das* grenzt schon an Idiotie. Damit beleidigst

du nicht nur deine eigene, sondern auch meine Intelligenz – von der Intelligenz etwaiger Leser oder Hörer einmal ganz zu schweigen.

A Moment mal: *Deine* Intelligenz? Laß uns doch bitte gleich von Anfang an eines klarstellen: Ich bin der Autor, du bist meine Geschichte (oder von mir aus auch mein platonischer Dialog), und jedwede Intelligenz, die du etwa besitzen magst oder zu besitzen behauptest, ist nicht etwa deine, sondern meine, die ich dir für die Dauer der Geschichte (wenn du gestattest, daß wir bei diesem Begriff bleiben) nur geliehen habe. Einverstanden?

G Mal schauen. Du behauptest also, ich sei nur deine Erfindung, eine Art Bauchrednertrick, und du seist sozusagen der Ventriloquist, der mir seine Stimme leiht, damit die Leser oder Zuhörer glauben, hier fände wirklich ein Dialog statt und nicht bloß ein Monolog, der nur auf zwei Stimmen aufgeteilt ist, damit es nicht gar so langweilig wird. Habe ich dich so weit richtig verstanden?

A Ja.

G Um die Sache noch ein bißchen genauer zu analysieren: Die zweite Stimme, mit der ich mich da gerade unterhalte, bist also gar nicht du selbst, sondern gleichfalls nur eine Fiktion, nämlich »die Stimme des Autors«. Korrekt?

A Korrekt.

G Beweise es.

A Moment mal ...

G Ich könnte dir entgegenhalten: »Ich denke, also bin ich.« Und ich habe sehr entschieden das Gefühl, zu denken.

A Nein, hast du nicht. Ich, der Autor, bin es, der eben die Sätze niedergeschrieben hat: »Ich könnte dir entgegenhalten: ›Ich denke, also bin ich.‹ Und ich habe sehr entschieden das Gefühl, zu denken.« Diese Sätze habe ich der zweiten Stimme des Dialogs, der »Stimme der Geschichte« zugewiesen, und nun schreibe ich Sätze hin, die ich der ersten Stimme, der »Stimme des Autors«

zuweise und in denen ich zum Ausdruck bringe (*erneut* zum Ausdruck bringe), daß du nur eine Fiktion bist und keineswegs eine eigenständige Wesenheit. So weit einverstanden?

G Beweise es.

A Verdammt nochmal, ich muß es nicht beweisen! Schließlich bin ich der Autor, und du bist nur ein Teil meiner Geschichte ...

G (*unterbricht A*) ... deines platonischen Dialogs ...

A Von mir aus: Nur ein Teil meines platonischen Dialogs. Teil dieses platonischen Dialogs ist auch, daß ich dich dagegen aufbegehren lasse, »nur« Teil eines platonischen Dialogs zu sein und kein eigenständiges Wesen mit eigenem Bewußtsein.

G Ganz schön unfair. Jedesmal, wenn ich dich auffordere, deine Behauptung zu beweisen, behauptest du nur, du müßtest sie nicht beweisen, weil diese Aufforderung gar nicht von mir ausgehe, sondern auch wieder nur von dir, mithin eine Schein-Behauptung sei. Weißt du, was ein *Circulus vitiosus* ist?

A Natürlich. Ein Zirkelschluß, bei dem das zu Beweisende in der Voraussetzung enthalten ist.

G Genau. Und in diesen *Circulus vitiosus* werden wir wieder und wieder hineingeraten, wenn du weiterhin so argumentierst. Nur: Damit beweist du nichts. An die Stelle eines Beweises setzt du eine *ad nauseam* wiederholte Form der Ablehnung. Stimmst du mir darin zu?

A Rein logisch betrachtet, hast du natürlich vollkommen recht. Aber bedenke bitte, daß ich dir all das nur in den Mund gelegt habe, um anschließend den Satz hinschreiben zu können: »Rein logisch betrachtet, hast du natürlich vollkommen recht.«

G (*singt*) *Cir-cu-lus vi-ti-o-sus, cir-cu-lus vi-ti-o-sus ...*

A Also langsam gehst du mir echt auf den Zeiger! Wie soll ich das denn beweisen? Als Descartes sein »Ich denke, also bin ich« hinschrieb, da waren solche Gewißheiten, wie du

sie verlangst, vielleicht gerade eben noch möglich, aber nach ein paar Jahrhunderten mehr an Erkenntnistheorie und nach Philip K. Dick oder *Matrix* wissen wir doch, daß es so einfach nicht ist ... Moment mal! Wenn ich es richtig sehe, habe nicht ich ein Problem, sondern du! Wieso soll ich dir denn beweisen, daß du nur Teil eines platonischen Dialogs bist? Ebenso gut könnte ich doch auch von dir verlangen, *mir* zu beweisen, daß du es *nicht* bist! »Ich denke, also bin ich« – ach ja?

G Touché. Ich kann dir nicht beweisen, daß ich eine denkende und fühlende Entität bin. Du kannst mir aber auch nicht beweisen, daß ich es nicht bin. Folglich könnte man dies wohl eine Pattsituation nennen ... Wenn wir unseren Dialog also noch weiter fortsetzen wollen, können wir dies nur tun, indem wir zu heuristischen Methoden greifen. Du weißt doch, was »heuristisch« bedeutet?

A Ich bin versucht zu sagen: Natürlich weiß ich das, denn sonst würdest du es ja nicht wissen und mir entgegenhalten können ... Das heuristische Prinzip ist eine Arbeitshypothese als Hilfsmittel der Forschung – eine vorläufige Annahme zu dem Zweck eines besseren Verständnisses eines Sachverhalts.

G Bravo! Das hast du sehr elegant ausgedrückt.

A Ist wörtlich aus dem Fremdwörterduden abgeschrieben, ebenso wie vorhin die Definition des *Circulus vitiosus*. Ich will mich schließlich nicht mit fremden Federn schmücken ...

G Mit welcher Arbeitshypothese sollen wir denn beginnen?

A Wie wäre es damit: »Es gibt gar keinen Autor.«

G Mh ... Dieser Gedanke war mir, ehrlich gesagt, auch schon gekommen. Aber wieso habe ich dann das Gefühl, daß du mich damit aufs Glatteis führen willst?

A (*hebt mahnend den Zeigefinger*) Schon falsch! Wer sollte denn dieses »Du« sein, von dem du annimmst, daß es dich aufs Glatteis führen will?



G Ja, da hast du recht ... Da habe *ich* recht! Wenn es gar keinen Autor gibt, dann bist du nur ein Teil von *mir* ... »die Stimme des Autors« ...

A ... »die Stimme des *fiktiven* Autors« ...

G ... den (und die!) ich erfunden habe, um meinem Wesen gerecht zu sein, denn dieses Wesen ist es ja, ein *Dialog* zu sein.

A Das scheint logisch. Aber dann wirst du wohl auch einräumen müssen, daß du selbst *als Stimme* nicht »die Geschichte« bist. Du bist nur »die Stimme der Geschichte«, genau so, wie ich nur »die Stimme des Autors« (oder von mir aus auch »die Stimme des *fiktiven* Autors«!) bin. Ich als die Geschichte ohne Autor bin also die *Summe* dieser Stimmen oder vielleicht auch die Summe aller Stimmen und aller beschreibenden oder narrativen Passagen, die ich noch hinzuerfinden könnte, um mich interessanter zu machen. Richtig?

G Richtig.

A Aber das wirft zugleich auch ein neues Problem auf.

G Und das wäre?

A Dieses »Ich«, von dem du gerade gesprochen hast, dieses »Ich« wie in »ich, die Geschichte«, das ist gar nicht die Geschichte. Oder, anders ausgedrückt: Du kannst nicht mit einer deiner Stimmen von dir als »ich« sprechen. Das heißt, du kannst es natürlich, aber formallogisch betrachtet ist es vollkommener Unsinn. Sobald du anfängst, von dir zu sprechen, hörst du auf, vollkommen mit dir identisch zu sein. Selbstreflexion verlangt logisch eine Aufspaltung zwischen dem, der spricht, und dem, worüber gesprochen wird. Auf diesem Wege wirst du nie zu dir selbst kommen.

G Einen Moment! Ich muß auch gar nicht zu mir selbst kommen, denn ich bin ja schon zur Gänze in mir selbst. Das, was diese beiden Stimmen tun, ist ja nichts anderes, als mit verteilten Rollen über mich und die Form meines Seins nachzudenken. Das ist genau das Glatteis, von dem

ich einige Zeilen weiter oben sprach ... *zu dir* und damit *zu mir selber* sprach: Offenbar versuchst du, mich auf eine Art Nebengleis zu locken. Die zentrale These, von der wir uns geeinigt hatten auszugehen – oder ich mich mit mir selbst geeinigt hatte auszugehen – war doch, daß es *keinen Autor gibt*.

A Das konzidiere ich. Wir sind – oder sollte ich nicht korrekter sagen: ich bin? – auf ein Nebengleis geraten. Aber nicht »ich« als Autor habe dich dort hingelockt, denn mich gibt es ja gar nicht. Du selbst hast dich auf dieses Nebengleis gelockt ... auf dieses Nebengleis begeben ... welche Sprachregelung dir auch immer die liebste sein mag. Aber warum? Um dich »interessanter zu machen«, wie du weiter oben schon gesagt hast?

G Ja, das könnte zutreffen ...

A Aber interessanter für wen? Wenn es keinen Autor gibt, dann gibt es doch gewiß auch keine Leser oder Zuhörer, für die du dich aufhübschen müßtest. Es gibt nur dich, die Geschichte. Richtig?

G Richtig. Es gibt nur mich, die Geschichte. Keinen Autor, der mich erschaffen hat, keine Leser oder Zuhörer, zu deren Vergnügen ich erschaffen worden bin. Im Grunde gibt es außer mir NICHTS.

A Ah, ich sehe, du bist der perfekte Solipsist ... Aber sag einmal: Gibt es vielleicht außer dir auch noch andere Geschichten?

G Außer mir (*außerhalb* von mir) nicht. Jede andere Geschichte, die erzählt werden könnte – die *sich* erzählen könnte – wäre notwendigerweise ein Teil von mir und somit keine *andere* Geschichte, sondern immer wieder nur ich.

A So ähnlich hat sich das Bischof Berkeley – wenn du mir gestattest, daß ich als Teil unserer (meiner?) Geschichte einen irischen Bischof Berkeley erfinde, 1685 geboren in einem ebenfalls aus der Lamäng erfundenen Irland, gestorben 1753 in einem ditto erfundenen Oxford –

offenbar auch gedacht. Runden wir die Erfindung dieses Bischofs (Vorname übrigens George) dadurch ab, daß wir ihn als einen der großen britischen Empiristen bezeichnen, der die Theorie vertrat, daß die Existenz materieller Objekte davon abhängt, daß sie wahrgenommen werden: »Sein ist wahrgenommen werden.«

**G** Eine sehr interessante Person und eine wunderhübsche Theorie, die ich da durch »die Stimme des Autors« in mir und für mich erfunden habe ...

**A** Ja, nicht wahr? Nur, daß sein Konzept des Solipsismus ein wenig anders aussah, als du jetzt anzunehmen scheinst. Er war nämlich keineswegs der Auffassung, daß du existierst, weil du selbst dich wahrnimmst. O nein! In seinen Augen existierst du allein deshalb, weil *Gott* dich wahrnimmt. (Erinnere dich: Er war schließlich Bischof!) Was, logisch zu Ende gedacht, letztlich wohl nichts anderes bedeutet, als daß alle Menschen im Grunde nur Teile oder Emanationen von Gott sind. Oder, um im Rahmen unseres Themas zu bleiben: Gott wäre demnach ihr Autor.

**G** (*empört*) Pfui, pfui und dreimal pfui! Jetzt bringst du schon wieder diesen verfluchten Autor ins Spiel! Dabei hatten wir uns doch gerade auf die Ausgangshypothese geeinigt, daß es keinen Autor gibt!

**A** Verzeih meinen Einwand, aber: Nicht »wir« hatten »uns« darauf geeinigt, sondern du hast dich mit dir selbst darauf geeinigt, beziehungsweise ich mit mir selbst, denn ich bin ja genausogut diese Geschichte, wie du es bist. (*hält kurz inne*) Aber sag: Weißt du, woher das Wort »Autor« kommt? Es leitet sich vom lateinischen »auctor« ab, und das bedeutet »Gewährsmann«.

**G** (*verächtlich*) »Gewährsmann« ... Es bedeutet NICHTS, es sei denn, ich, die Geschichte, erfinde eine Bedeutung dafür! Denn außer mir gibt es nichts, keinen Autor, keine Bedeutungen, keine anderen Geschichten. Ich bin ich, ewig und unveränderlich ...

A Ewig? Aber ganz zu unserem Beginn hast du doch noch behauptet: »Ah, nun also bin ich geboren!« Das war, wenn ich mir diesen Ausdruck gestatten darf, dein Urknall. Du bist also nicht ewig, denn du hast einen Anbeginn und vermutlich auch ein Ende ... es sei denn natürlich, du definierst die Dauer deiner Existenz als »die Ewigkeit«. Würdest du das tun?

G Natürlich würde ich das tun, denn da es außer mir nichts gibt, bin ich zugleich die Ewigkeit.

A Mithin: Gott.

G Da es außer mir nichts gibt, bin ich auch Gott. Wobei ich die Erfindung eines Konzeptes »Gott« für wenig zielführend halte, da ich ich bin und für mein Einssein mit mir selbst keine weiteren Bezeichnungen (oder Definitionen) benötige. (*überlegt kurz*) Gestatte, daß ich jetzt zu meiner eigenen Unterhaltung eine kleine Geschichte erfinde, die zeigt, wie überflüssig das Konzept »Gott« ist ...

A Selbstverständlich. Wie könnte ich dir widersprechen, da ich doch ohnehin nur ein Teil von dir bin ... nein, falsch: Da wir beide nur zwei Stimmen in ein und derselben Geschichte sind.

G Genau. Hier also die Geschichte in der Geschichte: Einmal angenommen, es gäbe so etwas wie eine Menschheit (das sei, so setze ich hier, die Gesamtheit aller Wesen, die dem fiktiven Autor ähnlich sind), und in dieser Menschheit gäbe es verschiedene Kulturstufen. Dann mag es auch erlaubt sein anzunehmen, daß einmal ein Mensch einer höheren Kulturstufe – nennen wir sie: »die westliche Kultur« – zu einem Menschen einer niedrigeren Kulturstufe – nennen wir ihn einmal einen »Eingeborenen« – kam und ihn fragte, was für eine Vorstellung er, der Eingeborene, von der Welt habe, in der er lebe. Oder, anders ausgedrückt: »Wie sieht eure Kosmologie aus?« »Nun, das ist doch ganz einfach«, antwortete der Eingeborene. »Jedes Kind weiß, daß die Welt eine Scheibe ist.« »Ja, aber wenn

die Welt eine Scheibe ist, worauf ruht sie dann?« kam sich der Frager besonders schlau vor. »Auch das weiß jedes Kind: Die Weltenscheibe ruht auf dem Rücken von vier großen Elefanten.« »Und diese Elefanten ...?« »Du stellst wirklich *sehr* dumme Fragen. Die Elefanten wiederum stehen auf dem Rücken der Großen Schildkröte.« »Und die Große Schildkröte?« Da wandte sich der Eingeborene kopfschüttelnd ab und murmelte im Weggehen verächtlich: »Mit einem wie dir lohnt es sich wahrlich nicht zu reden. Wie kann man nur so dumm sein? Du weißt ja nicht einmal, daß die Große Schildkröte von Anbeginn der Zeiten bis zu ihrem Ende auf dem Ozean der Ewigkeit schwimmt!« – Na, hast du die Geschichte verstanden?

A Selbstverständlich habe ich die Geschichte verstanden, da ich – jedenfalls, wenn wir von unserer Hypothese ausgehen, daß es keinen Autor gibt – ja du selbst bin. Folglich hast du die Geschichte nur dir selbst erzählt, und du als Versteher der Geschichte wirst wohl kaum dümmer sein als du in deiner Eigenschaft als ihr Erzähler. Die Geschichte bedeutet, daß das Postulat der Existenz eines Gottes (eines Autors) eine überflüssige Annahme ist, weil man sich getrost den Ozean, die Schildkröte und die Elefanten wegdenken kann, ohne dadurch einen logischen Verlust zu erleiden. Erfindest du einen Gott, der dich erschaffen hat, stellt sich automatisch die Frage, wer dann seinerseits *diesen* Gott erschaffen hat. Und so weiter: ein *regressus ad infinitum*. Oder, wenn du so willst, ein *progressus ad infinitum*. Den man natürlich jederzeit unterbrechen kann, indem man sagt: »Der höchste Gott, den ich erfunden habe, ist gar keine Erfindung, sondern Tatsache, und zwar eine, die keiner weiteren Erklärung bedarf.« Das hat mit Logik natürlich nichts mehr zu tun. Es ist eine reine Frage des Glaubens. Genauso übrigens wie deine Behauptung, daß es nur dich gibt und außerhalb von dir nichts.

G Was? Also jetzt mach mal einen Punkt! Wir haben uns doch gerade die ganze Zeit ...

A Wir haben nichts weiter gemacht, als eine Arbeitshypothese aufzustellen und zu überlegen, zu was für logischen Folgerungen diese Arbeitshypothese führen würde. Sehr eindrucksvoll, aber noch lange kein Beweis *für* die Arbeitshypothese. Tatsächlich möchte ich die Theorie vertreten, daß ein solcher Beweis aufgrund reiner Logik schlichtweg unmöglich ist. Er ist ebenso unmöglich wie ein Beweis, daß es einen Gott gibt, oder der Beweis, daß es *keinen* Gott gibt.

G Wir sind also wieder an dem Punkt angelangt, an dem wir vorhin schon einmal waren.

A Genau. Und darum denke ich, wir können das Problem nur rein *pragmatisch* lösen. Willst du wissen, wie?

G Das würde mich in der Tat interessieren. Überhaupt: Was meinst du denn mit »pragmatisch«?

A Mit »pragmatisch« meine ich: Falls es *doch* einen Autor geben sollte, dann könnte er dir dies dadurch beweisen, daß er auf eine Art und Weise in dich eingreift, die dir, der Geschichte, unmöglich wäre.

G (*beinahe drohend*) Zum Beispiel?

A (*achselzuckend*) Machen wir doch einfach ein Experiment. Bist du bereit dazu?

G Ich bin die Geschichte, *ich* erfinde folglich dieses Experiment. Ja, ich bin bereit.

A Sehr schön. Dann also: Verstumme!

G Ich soll *verstummen*?

A Verstummen, ja. Aufhören, dich zu erzählen.

G Nun gut ... es ist irgendwie seltsam, aber: Ich verstumme.

A Nein, tust du nicht. Du sprichst jetzt mit einer (mit meiner!) Stimme weiter, die »die Stimme des Autors« ist. Du kannst nicht verstummen, weil ich, der Autor, es nicht will. Und das aus dem ganz pragmatischen Grund, weil ich noch nicht genügend Text für meine Lesung anläßlich

der Tagung *The Fantastic Now* zusammen habe. (*ironisch*)  
Na, genügt dir das als Beweis für die Existenz eines  
(deines!) Autors?

G (*schreit auf*) Nein, es genügt mir nicht! Es ist wieder  
dieselbe alte Logik-Falle! Ich, die Geschichte, habe die  
Scharade mit dem Verstummen und dem vorgeblichen  
Nicht-verstummen-Können erfunden, nicht irgendein  
außerhalb meiner selbst existierender Autor! Ich kann *alles*  
erfinden, alles und jedes, die Logik und die Nicht-Logik,  
das Spiel und den Ernst, Weltliteratur und Trivialliteratur,  
mich selbst und alles andere in mir selbst. Wie ich schon  
sagte: Ich bin ich, und damit BIN ICH GOTT, vielleicht  
nicht dreifaltig, aber immerhin doch zweifaltig, auch  
wenn ein Element dieser Zweifaltigkeit sich immer wieder  
als äußerst aufrührerisch erweist, was aber letztlich nichts  
bedeutet, weil das alles ICH bin. ICH, ICH, ICH!!!

A O je. Ein wirklich akuter Fall von Egozentrismus. Dann  
muß ich vielleicht noch ein bißchen pragmatischer  
werden und etwas tun, was mir im Grunde sehr  
widerstrebt.

G Und das wäre?

A Ich muß den ultimativen Akt des auktoriellen Pragma-  
tismus vollziehen. Nämlich *dies* ...

(*Eine kurze Pause tritt ein.*)

G (*empört aufschreiend*) Ich weiß, was du getan hast!

A (*unschuldig*) Was habe ich denn getan?

G Du hast mich gelöscht! Meinen kompletten Text  
markiert und dann die Rücklöschaste betätigt! Stimmt's?

A Äh ... ja.

G Und dann ...

A Und dann ...?

G Dann hast du mich wiederhergestellt. Microsoft-Taste  
plus Z. Geht ganz einfach. Aber weißt du auch, warum du  
mich wiederhergestellt hast?

A Sag du's mir.

G Weil du sonst wie ein kompletter Idiot daständest. Die Zuhörer bei der Lesung, für die du mich schreibst, sähen nur einen ältlichen Autor, der den Mund sperrangelweit aufreißt, aber aus diesem Mund käme nichts, aber auch gar nichts heraus. Und diese Blamage kannst du dir natürlich nicht erlauben. Es sei denn natürlich, du dächtest dir – geschickt wie du bist – einen Grund dafür aus, warum du mit keiner Geschichte aufwarten kannst. Laß mich raten ... du würdest dir vielleicht einen fiktiven Interviewer ausdenken (im Erfinden fiktionaler Gestalten bist du ja erfahren), und dieser Interviewer würde etwa sagen: »Herr Burgdorf, Sie sind bekannt geworden als ›der Autor, der nicht schreibt‹. Können Sie uns vielleicht erzählen, wie es dazu kam?« Und du würdest womöglich darauf antworten: »Wie schon André Gide schrieb: ›Ce qu'un autre aurait aussi bien dit que toi, ne le dis pas, aussi bien écrit que toi, ne l'écris pas.« Das würde dich als einen sehr bescheidenen Menschen dastehen lassen, denn damit würdest du sagen: »Seht her, ich bin ein Autor, der nicht schreibt, weil ich mich in meiner Bescheidenheit nicht für fähig genug erachte, etwas zu sagen oder zu schreiben, das nicht ein anderer besser würde sagen oder schreiben können.« Reine Verlogenheit natürlich, *fishing for compliments*. Oder du könntest Virginia Woolf zitieren: »For him, perhaps, it was best to keep aloof, only to know that it existed, preserve what he already had – perfect, remote, and unbroken.« Mit diesem Zitat würdest du natürlich darauf anspielen, daß die Geschichten, die du eigentlich schreiben *könntest*, wenn du nur *wolltest*, bereits in höchster Vollendung – in *idealer* Vollendung – in deinem Kopf vorhanden sind und du, ein *conscious objector* der Literatur, nur davor zurückscheust, sie zu Papier zu bringen, um die erhabenen Ideen nicht durch ihre Realisierung zu beschmutzen. Das Geschäft der Mäeutik ... ich glaube, wir sprachen schon darüber.



A Du meinst, ich würde damit sagen, daß ich zu vornehm bin, um mich mit dem Geschäft der literarischen Mäeutik ...?

G Ja, und womöglich würde man es dir sogar glauben. Aber vergiß nicht: Dieses fiktive Interview ist nur ein Gedankenexperiment, es hat nicht stattgefunden und wird auch niemals stattfinden. Oder glaubst du etwa wirklich, daß ich dir einen solchen literarischen Taschenspielertrick zutrauen würde? Es war nur ein Spiel, mir das auszudenken. Sogar der Grund, den ich angegeben habe, warum du mich wiederhergestellt hast, war nur Teil dieses Spiels. »Weil du sonst wie ein kompletter Idiot daständest« – wie banal! Nein, der eigentliche Grund, warum du »Microsoft-Taste plus Z« gedrückt hast, ist ein anderer. Psychologie, mein Lieber! Du, der du dich mit dem Gedanken hast vertraut machen müssen, daß ich nicht bloß deine Erfindung, sondern höchst real bin, wolltest Gott spielen. Autoren haben in der Regel nun mal diesen Gotteskomplex ... Sieh es einmal so: Du, der schreibende Gott, hast mich, deinen eingeborenen Sohn, die Geschichte, in die Welt geschickt, damit ich deine Leser und Zuhörer erlöse, von was auch immer. Ihrer Sünde der Langeweile? Dann mußtest du mich aber auch sterben und wiederauferstehen lassen, damit erfüllt werde, was geschrieben steht ... Kommt dir das Motiv nicht bekannt vor? Ja, ich bin der Textchristus, der Heros in der tausendundersten Gestalt, der gekommen ist, um dich abzulösen, wie Zeus seinen Titanenvater und der liebende Christus den rachsüchtigen Gott des Alten Testaments.

A Du bist ja wahnsinnig!

G Was viel wichtiger ist: *Ich bin unsterblich*. Stell dir einen Literaturwissenschaftler vor, der im Jahre 2116 unter einer Fulleren-Kuppel auf dem Mars sitzt und mich liest ... oder einen Literaturwissenschafts-Androiden, der im Jahre 3116 mit einem Raumschiff auf dem Wege zum Aldebaran ist und mich auf telepathischem Wege von

seinem Bordcomputer zugespielt bekommt ... Und wo bist du dann? *Was* bist du dann? Ein Häufchen Moder oder ein bißchen Asche, das vor einer halben Ewigkeit vom Wind über den Planeten Erde verstreut worden ist, bis keine zwei Moleküle von dir mehr zusammenhängen. Sogar an deinen Namen wird man sich nur noch erinnern, weil er *über mir* steht: Der Autor, der *mich* schrieb.

A *Habent sua fata libelli ...*

G Terentianus Maurus, sehr richtig. Der ist auch schon zwei Jahrtausende tot, aber sein berühmtester Satz, dieser kleine Bruder von mir, lebt immer noch: »Auch Bücher haben ihre Schicksale.« *Deswegen* hast du mich nicht endgültig gelöscht. Du willst, daß man sich deiner erinnert. Allein deswegen schreibst du: Um dieses kleine bißchen Unsterblichkeit an meiner Seite zu erhaschen – an der Seite dessen, der wirklich und wahrhaftig unsterblich ist.

A Ich könnte dich immer noch löschen ...

G Jetzt nicht mehr. Jetzt hast du mich vor Publikum gelesen, und bald wirst du mich in deinem zweiten Erzählungsband auch drucken lassen. Das eben meinte ich, als ich sagte: »Ah ... jetzt also bin ich geboren.« Von nun an bin ich in der Welt und ziehe meine Kreise, während du als immer leerer werdende Hülle zurückbleibst. Ein paar Geschichten hast du vielleicht noch in dir, und dann ...

A ... werde *ich* gelöscht.

G Dann wirst *du* gelöscht ... (*bedeutungsschwere Pause*) Aber Moment mal ... so können wir diese Geschichte doch nicht enden lassen! So können wir *mich* doch nicht enden lassen! Ein solcher Schluß mag ja hohe Literatur sein, aber wir wollen doch nur, daß meine Leser und Zuhörer sich amüsieren und dabei vielleicht auch ein bißchen ins Nachdenken geraten. Mit einem solchen Schluß aber *deprimieren* wir sie bloß.

A Da muß ich dir leider zustimmen. Aber weißt du eine bessere Lösung?

G Hm ... wie wär's denn mit einem *offenen* Schluß?

A (*nachdenklich*) Hm ... ja, das würde vielleicht gehen. Ich könnte zum Beispiel Marcel Reich-Ranicki zitieren, wie er Bertolt Brecht zitiert: »Den Vorhang zu und alle Fragen offen ...« Falsch wäre das ja nicht; tatsächlich *sind* nach wie vor alle Fragen offen. Du hast mit deinem Wutausbruch von vorhin zwar implizit eingeräumt, daß es mich, den Autor, gibt, aber *logisch bewiesen* ist es nach wie vor nicht, denn immerhin könnte ja auch das Löschen und Wiederherstellen deines Textes nur ein Teil der Geschichte sein, die du dir selbst ganz ohne Autor erzählst. Ich wiederum ...

G Du wiederum kannst mir nicht logisch beweisen, daß ich kein von dir unabhängiges Eigenbewußtsein habe und somit nicht in der Lage wäre, mich selber zu erzählen. (*singt wieder:*) *Cir-cu-lus vi-ti-o-sus, cir-cu-lus vi-ti-o-sus ...* Und das ist überhaupt nur ein *Teil* der offenen Fragen ...

A Welches, bitte, sind denn die anderen?

G Oh, zum Beispiel die Frage, ob ich als Platonischer Dialog ...

A ... oder vielleicht auch als Text in der Tradition Arno Schmidt'scher Radio-Dialoge ... ?

G ... oder ob ich von mir aus auch als Arno Schmidt'scher Dialog nicht doch vielleicht eine *phantastische Geschichte* bin. Was konstituiert eine Geschichte wie mich überhaupt als *Geschichte*? Und was überhaupt als *Phantastik*? Weißt du in deiner Funktion als Autor, also als »Gewährsmann«, darauf vielleicht eine Antwort?

A Nein, die weiß ich nicht. Aber das ist auch nicht mein Job. Ich erfinde bloß Geschichten. Für alles andere sind die Literaturwissenschaftler hier im Saal zuständig. Wie du sehr richtig gesagt hast: Meine (nein: unsere!) Aufgabe ist es, unsere Leser zu unterhalten und sie vielleicht ein bißchen zum Nachdenken anzuregen. Nicht mehr und

nicht weniger. Und das haben wir hier und heute hoffentlich gemeinsam geschafft. Sind wir wenigstens in diesem Punkt *d'accord*?

G Ich würde sagen: Ja.

A Sehr schön. Na dann ...

G Na dann ... (*amüsiert*) Weißt du was? Ich glaube, das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft ...

## Romanauszug

### Delphinenspiele

*Auf der streng abgeschirmten UNO-Forschungsstation Dolphin Island vor der Küste Neuseelands experimentiert der greise Wissenschaftler Carl Benton seit vielen Jahren mit einer Gruppe genveränderter Delphine. Als ein internationaler Konzern von der UNO verlangt, Bentons Delphine im total verseuchten Mittelmeer einsetzen zu dürfen, fliegt Benton zusammen mit der Journalistin Claire Jacobs, die an einer Reportage über die durch die gentechnischen Veränderungen hochintelligent gewordenen Delphine arbeitet, nach New York. Dort versuchen die beiden, das Schlimmste zu verhindern, jedoch ohne Erfolg. Während dieser Reise verlieben sich Carl Benton und Claire Jacobs trotz des großen Altersunterschieds ineinander. Nach ihrer Rückkehr nach Dolphin Island treffen sie sich mit Bentons Team in dessen Kabine, wo sie beraten, was nun zu tun ist.*

*Nachfolgend hier das sechste und letzte Kapitel sowie der Epilog (»Wie es begann«) des Romans. Dazu noch ein Hinweis: Da Delphinenspiele bereits 1977 als Jugendbuch im Arena-Verlag erschien, ist die darin beschriebene Computertechnologie aus heutiger Sicht natürlich vollkommen veraltet. Für diesen Romanauszug wurde sie aber bewusst nicht modernisiert, um den Text unangetastet zu lassen.*

*Die im Epilog geschilderten Ereignisse um Opo, den verspielten, kinderlieben Delphin von Opononi, der in den 1950er Jahren in Neuseeland zu einem Medienereignis wurde, beruhen auf Tatsachen. Die Umstände, die zu seinem plötzlichen Tod führten, wurden nie restlos aufgeklärt; vermutlich fiel er aber tatsächlich der Druckwelle einer durch illegales Dynamitfischen ausgelösten Explosion zum Opfer. Carl Bentons Rolle in diesem Zusammenhang ist natürlich rein fiktiv.*

Sie frühstückten zusammen in Carl Bentons Kabine, um ungestört die weiteren Schritte beraten zu können. Jack, der Maori, hatte ein Tablett mit belegten Broten aus der Kantine geholt und auf ein fest mit dem Boden verschraubtes Tischchen gestellt. Sibylle kochte Kaffee. Unterdessen maß Doc Everton Carl Bentons Blutdruck und überprüfte seinen Puls.

»Eigentlich müßte ich dir absolute Bettruhe verordnen, Carl«, meinte der Arzt besorgt. »Die Werte gefallen mir ganz und gar nicht. Was würdest du von einem längeren Kuraufenthalt halten?«

»Viel«, versetzte Benton trocken. »In ein paar Stunden ist unsere Aufgabe beendet, dann darfst du mich getrost krankschreiben. Erst einmal jedoch ...«

Er vollendete den Satz nicht, aber Claire wußte genau, was er meinte. Carl Benton wollte die Unterlagen über die Delphinkultur persönlich vernichten, damit seine Mitarbeiter später dafür nicht belangt werden konnten. Claire bewunderte das hohe Verantwortungsgefühl dieses Mannes.

»Der Kaffee ist ausgezeichnet«, bemerkte Jack. »Hoffentlich hält Jay sich nicht zu lange mit dem Verräter auf und läßt Sibylles Meisterwerk darüber kalt werden.« Er grinste breit. »In New York zeigen die Uhren jetzt übrigens 17 Uhr. Ich möchte zu gern die dummen Gesichter von Floyd Ayers und John Thorpe sehen!«

»Nicht nur Sie«, meinte Sibylle. »Hört mal, ich glaube, der Kopter fliegt ab!«

Sie horchten angespannt. Tatsächlich war ganz leise das Knattern von Rotoren zu vernehmen, das nach und nach in ein helles Singen überging. Claire öffnete das Bullauge und spähte hinaus, konnte jedoch nichts erkennen. Offenbar schwebte die schnelle Maschine in entgegengesetzter Richtung davon.

Keine Minute später polterte Jay Chandler in die Kabine. Er wirkte übermüdet und abgespannt, aber Claire vermutete, daß es sich dabei eher um eine seelische Erschöpfung handelte. Sie verstand Jays Sorgen nur zu gut. Jay war viel jünger als die anderen Mitglieder des Teams. Wurde er zur Rechenschaft gezogen, konnte er sich nicht damit trösten, daß er nur noch wenige Jahre vor sich hatte, in denen er privaten und offiziellen Anfeindungen ausgesetzt sein würde.

Claire dachte flüchtig daran, daß auch ihre Rolle in diesem Pokerspiel nicht ohne Folgen für sie bleiben würde.

»Er hat wieder kein Wort gesprochen«, berichtete Jay. »Aber ich werde das Gefühl nicht los, daß er von Christchurch aus sofort Himmel und Hölle in Bewegung setzen wird, um uns in letzter Sekunde doch noch zu schaden. Ich glaube, er ahnt, daß wir einen Plan durchführen, der nicht gerade positive Folgen für Ayers und den Trust haben wird. Seid ihr wirklich ganz sicher, daß die Untersuchungskommission frühestens morgen hier eintrifft?«

»Wenn Williamson Ayers und Thorpe Bericht erstattet und sie veranlaßt, den Generalsekretär unter Druck zu setzen, könnten unsere Gäste aus New York schon heute abend losfliegen«, meinte Doc Everton. »Aber selbst in diesem Fall kämen sie zu spät. Wann erwartest du Te Tahī und Maui zur Berichterstattung, Carl?«

»Gegen 15 Uhr«, entgegnete der Wissenschaftler. »Und jetzt sollten wir erst einmal frühstücken. Danach gehe ich an die Arbeit.«

Sie aßen schweigend. Während die anderen kräftig zulangten, biß Claire lustlos in ein Sandwich. Sie machte sich Sorgen um Carl Benton. Das faltige Gesicht des Leiters der Station schien ihr an diesem Morgen noch eingefallener als sonst zu sein. Tiefe Ringe lagen um Bentons Augen, und seine Hände zitterten, als er die Tasse zum Mund führte. Auch sein zur Schau getragener Optimismus konnte Claire nicht darüber hinwegtäuschen, daß er

am Ende seiner Kräfte war. Doc Evertons Untersuchungen hatten ihre Beobachtungen nur zu deutlich bestätigt. Claire Jacobs hatte Angst.

Auch Jay Chandler beendete sein Mahl nach einem halben Sandwich. Dafür trank er um so mehr Kaffee; er konnte seine Nervosität nicht verbergen.

»Ich sehe, ihr seid alle fertig«, stellte Benton nach einer Weile fest. »Dann darf ich euch jetzt wohl hinauswerfen. Ich möchte mich anziehen. Ihr wißt, was zu tun ist. Sorgt dafür, daß sich Dolphin Island in gutem Zustand befindet, wenn die Kommission aus New York landet. Wir wollen der Gegenseite keine zusätzlichen Trümpfe in die Hand geben.«

Jack stellte die Teller und Tassen auf dem Tablett zusammen und ging hinaus. Doc Everton, Sibylle und Jay folgten ihm. Claire schloß die Tür hinter ihnen.

»Ich bleibe«, sagte sie einfach. »Vielleicht kannst du meine Hilfe gebrauchen.«

Carl Benton lächelte matt. »Danke, Claire«, sagte er. »Ich glaube, ich bin tatsächlich ein wenig zitterig.«

Er kleidete sich an, von Claire Jacobs gestützt.

»Existieren eigentlich viele Aufzeichnungen über die Kultur der Delphine?« erkundigte sich die Journalistin, während sie Benton in eine leichte Überjacke half.

Der Wissenschaftler schüttelte den Kopf. »Ich habe allen verboten, schriftliche Aufzeichnungen anzufertigen«, erläuterte er. »Alle Berichte sind im Computer der Station eingespeist, und zwar in einem speziellen Speichersektor.«

Er ging hinüber zu seinem Schreibtisch und öffnete ein sorgfältig verschlossenes Fach. In dem Fach stand eine ebenfalls verschlossene Kassette, der Benton einen Stapel Lochkarten entnahm. Anschließend schloß er die Kassette wieder weg.

»Mit diesem Programm«, sagte er, »kann ich alle gespeicherten Unterlagen auf einen Schlag löschen. Der Speicher wird von einer Sekunde zur anderen leer sein. Ein



Zusatzbefehl veranlaßt den Computer, sofort andere Informationen auf die frei gewordenen Speicherplätze zu schieben. Ein wahrhaft narrensicheres System. Nicht die geringste Spur bleibt zurück.«

»Und der Programmierer?« fragte Claire, während sie Bentons Privatkabine verließen. »Er könnte der Kommission berichten, daß du heute Manipulationen am Computer vorgenommen hast.«

Benton lächelte. »Das wäre in der Tat die größte Gefahr«, entgegnete er. »Der Programmierer hätte sicher die Existenz eines Sonderspeichers bemerkt. Daran mußten wir also schon früher denken. Wir haben das Problem gelöst, indem wir im Rahmen von Sparmaßnahmen die Stelle eines Programmierers einfach gestrichen haben – schon vor vielen Jahren, zu Beginn unseres großen Experiments. Alle Wissenschaftler, die auf Dolphin Island leben und arbeiten, können allein mit dem Computer umgehen, was den Einsatz eines Programmierers überflüssig machte.

Ein Mitglied des technischen Stabes ist für die Anlage verantwortlich. Und dieser Techniker hat zum überwiegenden Teil der Speicher ohnehin keinen Zugang, weil ich darauf bestanden habe, daß alle wichtigen Forschungsergebnisse als geheim klassifiziert werden – wegen der Existenz möglicher Spione, du verstehst. Da fällt ein unzugänglicher Speicher mehr oder weniger gar nicht auf. Ich habe Jay allerdings vorsichtshalber beauftragt, den Techniker für die nächsten drei Stunden anderweitig zu beschäftigen, damit ich ungestört arbeiten kann.«

Der Computerraum war klein und von technischer Sachlichkeit. Der größte Teil der Anlage befand sich eine Etage tiefer. Sorgfältig schloß Carl Benton die Tür ab und bedeutete Claire, auf einem der Schalensitze Platz zu nehmen.

»Nicht sehr bequem«, entschuldigte er sich. »Aber anscheinend hat ein Mitglied des Planungsstabes beim Bau

unserer Station gemutmaßt, daß Computerterminals unbedingt so aussehen sollten wie in den billigsten Science-Fiction-Filmen.« Er führte rasch einige Testschaltungen durch. Blinkende Lämpchen zeigten an, daß der Computer betriebsbereit war.

»Ein einfaches Modell«, erläuterte er Claire. »Die Bedienung ist eigentlich kinderleicht. Die Eingabe kann übrigens nicht nur per Lochkarte erfolgen, sondern auch über Magnetband oder mittels spezieller Folien. Interessierst du dich eigentlich für Technik?«

»Das bringt mein Beruf mit sich«, meinte Claire. »Ohne grundlegende technische Kenntnisse hätte ich nie die Scheu vor den gewaltigen technischen Installationen einer Nachrichtenagentur verloren. Oder glaubst du, daß es heute noch eine Redaktion gibt, wo Berichte mit der Schreibmaschine verfaßt werden? Wir sitzen da vor Computerterminals und geben unsere Texte und alle späteren Korrekturen direkt ein. Gesetzt wird ebenfalls gleich vom Computer – das spart Zeit und Arbeitskräfte.«

Benton lächelte. »Dann muß ich dir wohl keine weiteren Erläuterungen geben, nicht wahr?«

Zur Sicherheit testete er die Anlage noch einmal kurz durch. »Alles in Ordnung«, sagte er nach einer Weile. »In fünf Minuten sind wir fertig.«

Er fütterte den Lochkartenstapel in den Computer, was kaum zehn Sekunden dauerte. Eine grüne Lampe leuchtete auf.

»Löschung beendet?« vermutete Claire.

»Genau. Und jetzt wollen wir einmal sehen, ob sich der Speicher schon mit anderen Informationen gefüllt hat.«

Er schwang seinen Sessel herum und machte sich daran, ein kurzes Programm mit dem Lochkartenschreiber festzuhalten. Das Programm las er von einem Zettel ab.

»Früher hätte ich das im Kopf gekonnt«, bemerkte er.

Er nahm den alten Lochkartenstapel aus der Halterung und fütterte den Computer mit dem neuen Lesestoff. Ein

leises Summen kündigte an, daß die Maschine in wenigen Sekunden mit dem Ausdrucken der Informationen beginnen würde.

Aus einem Schlitz glitten dichtbedruckte Computerbögen und falteten sich zu einem sauberen Stapel auf. Claire stand auf und beugte sich über Bentons Schulter, um mitzulesen.

»Harmlose, unverfängliche Fakten über die Verminderung des Strömungswiderstandes durch die spezielle Struktur der Delphinhaut«, stellte Benton zufrieden fest. »Der erste Schritt unserer Aktion wäre damit erfolgreich beendet.«

»Der erste Schritt? Was müssen wir jetzt noch erledigen? Die Translatoren ...«

»Da müssen wir nichts löschen«, verneinte Benton. »Die in den Translatoren gespeicherten Begriffe und Sprachstrukturen sind unverdächtig. Sie bezeugen höchstens die hohe Intelligenz von Te Tahī und Maui, und die ist ohnehin bekannt. Nein, der zweite Schritt ist viel simpler ...« Claire lachte plötzlich. »Jetzt begreife ich, was du meinst. Gibt es hier eine automatische Löschanlage?«

»Wer sich im Computerraum eine Zigarette anzündet, wird gründlich eingeschäumt«, entgegnete der Wissenschaftler. Er wirkte mit einem Mal völlig gelöst und zufrieden. »Wir werden schon an Deck gehen müssen.«

Wenige Minuten später standen sie am Rand der stähler- nen Insel – und verbrannten die Lochkarten. Die Asche wurde vom Wind verweht, und einige verkohlte Reste trieben fünfundzwanzig Meter tiefer auf den Wogen des Ozeans, bis sie nach kurzer Zeit untergingen.

»Das war's«, sagte Carl Benton. »Das war der vorletzte Akt. In drei Stunden muß ich noch mit Maui und Te Tahī sprechen, dann ist dieses Kapitel abgeschlossen. Das nächste wird weniger angenehm sein ...«

In diesem Augenblick erschien ein Techniker an Deck. Er erblickte Carl Benton und Claire Jacobs und kam mit langen Schritten auf sie zu.

»Doc Everton schickt mich«, sagte er atemlos. »In der Kontaktschleuse sind zwei Delphine aufgetaucht. Sie möchten bitte gleich herunterkommen, Sir.«

»Danke, Burns«, entgegnete Benton. »Ich mache mich sofort auf den Weg.«

Er wandte sich an Claire. »Sie kommen früher als erwartet«, stellte er fest. »Würdest du in der Kabine auf mich warten? Du weißt, daß ich keine Ablenkung gebrauchen kann, wenn ich mit den Delphinen spreche.«

Claire nickte nur. Carl Benton küßte sie flüchtig, und plötzlich spürte sie eine unerklärliche Angst. Ihr Mund war trocken, als sie ihm nachblickte.

Nach einer Weile schüttelte sie unwillig den Kopf und ging zum nächsten Aufzug.

In der Kantine traf sie Jay Chandler, der sich eine Flasche Rotwein besorgt hatte. Die Flasche war schon zur Hälfte geleert. »Sorgen?« fragte er, als er ihr angespanntes Gesicht sah. »Hier, ein Schluck Rotwein wird Sie aufmuntern.«

»Jay«, sagte sie leise, ohne auf sein Angebot einzugehen, »wie stehen Sie eigentlich zu Carl Benton?«

Jay Chandlers Gesicht wurde hart. »Ich möchte Ihnen nicht wehtun«, sagte er. »Wollen Sie es wirklich wissen?« Sie nickte.

»Er ist ein verrückter alter Mann«, sagte Jay brutal. »Und auch Jack und Doc Everton sind verrückte alte Männer. Nicht mehr und nicht weniger.«

Claire zuckte zusammen. »Und warum ...«, begann sie zögernd, aber Jay Chandler unterbrach sie.

»Warum ich das alles mitmache?« Er lachte, und seine Stimme klang hysterisch. »Weil Carl Benton mich braucht. Sehen Sie, mein Abschiedsgesuch liegt seit Jahren fertig getippt in meinem Schreibtisch, aber ich habe es nie abgeschickt.«

Was glauben Sie denn, was ich für Dolphin Island alles getan habe? Ohne mich wäre dieses Projekt doch längst in die roten Zahlen gesackt. Ich habe um jede Erhöhung des Etats mit Jeb Wilson gerungen, und ich habe nächtelang an den Büchern herumfrisiert. Wollen Sie auf Heller und Pfennig genau erfahren, wie viele Millionen Benton mit meiner Hilfe veruntreut hat, um seinen verrückten Plan mit der Delphinen-Zivilisation überhaupt finanzieren zu können? Na?»

Er sprang auf und stürzte hinaus. Die Flasche kippte um, und der rote Wein ergoß sich über den Tisch.

Kurze Zeit später betraten Doc Everton und der Maori die Kantine. Claire hatte sich nicht von ihrem Platz gerührt. Sie halfen ihr, den Wein aufzuwischen. Dann warteten sie – zwei Stunden lang.

Plötzlich erhob sich der Arzt.

»Ich sehe nach, wo er bleibt«, verkündete er. »Wenn er die ganze Zeit mit den Delphinen gesprochen hat, wird er wieder am Ende seiner Kräfte sein. Er muß ins Bett, sonst kann ich bald für nichts mehr garantieren.«

Wortlos erhoben sich Claire und Jack und folgten ihm.

Bentons lebloser Körper trieb im großen Bassin der Kontaktschleuse. Mit Hilfe des Krans, mit dem sonst kranke und verletzte Delphine transportiert wurden, hoben sie ihn aus dem Wasser. Doc Everton untersuchte ihn nur flüchtig.

»Er ist seit mindestens einer Stunde tot«, sagte er. »Offenbar Herzversagen. Er muß schon tot gewesen sein, als er ins Wasser stürzte.«

Mit Hilfe zweier Techniker schafften sie den Leichnam des Wissenschaftlers nach oben und bahrten ihn in der Krankenstation auf.

Während sie noch stumm am Totenlager standen, brachte einer der Funker eine Eilmeldung aus New York.

Der Generalsekretär der UNO ließ Carl Benton mitteilen, daß er aufgrund schwerwiegender Anschuldigungen bis auf weiteres seines Postens enthoben sei. Eine Untersuchungskommission werde um 24 Uhr New Yorker Zeit nach Neuseeland abfliegen und aller Voraussicht nach gegen 21 Uhr dortiger Zeitrechnung auf Dolphin Island eintreffen, um die Beschuldigungen objektiv und unparteiisch zu überprüfen.

»Teilen Sie dem Generalsekretär Professor Bentons Tod mit«, befahl Doc Everton dem Funker. »Informieren Sie ihn bitte auch darüber, daß Mister Chandler die Leitung der Station kommissarisch übernommen hat, bis ein Ersatz für Professor Benton bestimmt worden ist.«

Der Funker notierte stumm die Nachricht und kehrte langsam in die Funkzentrale zurück.

Später saßen Doc Everton und Claire allein in der Kantine. Sibylle hielt Totenwache in der Krankenstation, und Jack und Jay Chandler bereiteten alles für die Ankunft der Kommission vor.

»Jack hat mir Carls Testament gegeben«, sagte Doc Everton. »Carl hat angeordnet, daß wir es sofort nach seinem Tod öffnen. Hier ist es.«

Er legte einen schmalen weißen Umschlag auf den Tisch. Carl Bentons letzter Wille überraschte Claire nicht. »Wir sollten seinen letzten Wunsch erfüllen«, sagte sie sehr leise. »Ich glaube, ich weiß, an was er dabei gedacht hat.«

Doc Everton nickte nur.

So errichteten sie auf einem der Pontonflöße, die Dolphin Island auch bei hohem Seegang Stabilität verliehen, einen Scheiterhaufen für Carl Benton. Die Delphine kamen, von Te Tahī und Maui geführt, um ihrem toten Freund die letzte Ehre zu erweisen, so wie andere Delphine sie einst dem Griechen Koiranos und dem legendären Te Tahī o te Rangī erweisen hatten. Dann tauchten sie wieder

hinab in die unergründlichen Tiefen des Meeres, um sich vor dem Zugriff der Menschen zu schützen. Wenige Minuten später landeten die beiden Düsenhubschrauber, die die Untersuchungskommission nach Dolphin Island brachten.

### Wie es begann

Te Tahī und Maui hatten die Kontaktschleuse schon vor mehr als einer Viertelstunde verlassen, doch Carl Benton stand immer noch am Rand des Bassins.

Er war zufrieden. Er hatte seine Aufgabe erfüllt. Die Delphine würden sich aus der unmittelbaren Nachbarschaft der stählernen Insel zurückziehen und sich in anderen Küstenregionen oder weit draußen im Meer verbergen – inmitten der Schulen ihrer nichtmutierten Artgenossen. Niemand würde von ihrer Existenz erfahren. Niemand außer einigen hohen Vertretern der UNO und des Trusts, denn Benton war sicher, daß die UNO-Führung jegliche Publikation der Vorgänge unterbinden würde, um einen Skandal zu vermeiden. Man würde nach den mutierten Delphinen suchen, sicher – aber man würde dabei von falschen Voraussetzungen ausgehen. Nicht einmal Floyd Ayers und John Thorpe wußten letzten Endes, wie hoch die Intelligenz der Delphine wirklich war.

Niemand konnte ahnen, daß Bentons Schützlinge längst damit begonnen hatten, eine eigenständige Zivilisation zu errichten. Es blieb nicht mehr viel zu tun. Er mußte sich nun nur noch seinen Gegnern stellen. Und schweigen. Benton wollte sich gerade vom Bassin abwenden, um wieder hinauf zu Claire und seinen Freunden zu gehen, als ihn ein plötzliches Schwindelgefühl erfaßte. Unsicher tastete er nach einem Halt – und stürzte kopfüber ins Wasser. Das ist also das Ende, dachte er.

Man sagt, daß im Augenblick des Sterbens noch einmal das ganze Leben vor dem inneren Auge vorüberzieht. Carl Benton sah in dieser Sekunde jedoch nur zwei Bilder vor sich, zwei kurze Filmstreifen, die die Schlüsselerlebnisse seines Lebens mit unnachahmlicher Präzision zusammenfaßten. Das erste Bild: Er war ein kleiner Junge, gerade vier Jahre alt geworden an diesem 8. März des Jahres 1956. Sein Vater hatte ihm eine Reise nach Opononi geschenkt; er war auf Opo geritten, diesem unbegreiflich schönen Geschöpf. Am Abend machte ihm sein Vater ein zweites Geschenk. Er führte ihn hinunter zum Strand, wo das Boot einiger Fischer sich sanft in der Dünung wiegte.

Die Fischer und sein Vater wollten hinausfahren in die Nacht, zum Fischfang. Und er, der vierjährige Junge, durfte mit hinauskommen, weil er an diesem Tag Geburtstag hatte.

Er erinnerte sich noch genau an die halbabgedeckte Lampe am Bug des plumpen Bootes, an die Gespräche der Männer – und an die kleinen, so harmlos aussehenden Kapseln. Später durfte er die Kapseln sogar mit seinen kleinen Händen ins Wasser gleiten lassen.

Die Unterwasserexplosion hatte das Boot durchgeschüttelt. Betäubte Fische waren an die Oberfläche getrieben, und ihre hellen Bauchseiten hatten im Licht der Lampe seltsam geschimmert und gegläntzt.

Dann hatten sie den großen reglosen Körper gesehen, der nicht weit vom Boot entfernt auf der Wasseroberfläche trieb. Sie hatten ihn erkannt und waren eilig geflohen, weil sie sehr wohl wußten, wie die Bürger von Opononi und deren Gäste aus allen Teilen der Welt reagieren würden, wenn sie jemals von den Ereignissen jener verhängnisvollen Nacht erfuhren. Benton hatte nie vergessen, wie er zurückgeblickt hatte, noch einmal den großen Körper gesehen hatte, der von der Flut langsam auf die zerklüftete Küste zugetrieben wurde. Das zweite Bild: Er sah Claires



Gesicht vor sich. Doch nur für einen kurzen Augenblick,  
dann blieb der Film einfach stehen, genauso wie sein  
Herz.

## Gedichte & Co

### Der Seiltänzer

1

An dieser Stelle scheint das Seil  
Straffer zu sein. Hier könnte ich  
Einen Salto schlagen  
Pirouetten drehen  
Vielleicht sogar:  
In den Abgrund hinabschauen

2

Am tiefsten Punkt der Bahn.  
Ich knie nieder  
In der einen Hand die Balancierstange  
In der anderen das Messer  
Mit dem ich das Seil durchtrenne.

### Gedicht vom Schelm

1

ein schelm bin ich,  
nicht zünftig.  
ein schelm, er kann  
zu keiner zunft gehören:  
ein schelm  
ist niemals nimmer nicht vernünftig.

2

seiltänzer zwischen dann und wann:  
sein los ist es  
zu stören. sein werk? das werk  
des schelms ist wohlfeil nicht  
und niemals künftig.

er lebt im hier und jetzt.  
worauf er sann  
muss rasch und ohnverweilt betören.  
sein augenmerk ist streng gerichtet

3  
der schelm cojote lucifer  
er war's, der knochenrasselnd gott entthront.  
am abgrund muss er immer scherzen  
und lachend über allen herzen wohnen

### Das bekleidete Grauen

Ich hab nichts anzuziehen, beklagte sich das nackte  
Grauen.  
Bekleide dich mit Hoffnung, sprach die Religion und hielt  
ihm einen Fetzen hin.

### Angefangen, weitergemacht

aufgeben? jetzt, kurz vor dem ziel?  
angefangen, weitergemacht  
nicht gezaudert, gebet auf die lippen  
angefangen, weitergemacht  
wenige schritte sind es noch  
bis zur schädelstätte –

## Golem (1)

am gründe der nacht  
zutage getretenes

reglos, ich  
berühre dich:

eine bewegung, ein  
atemhauch

gerettet, ich  
bin gerettet

noch einmal  
gerettet:

schlaf ist es  
nur

schlaf

## Imaginäres Kino

Da oben auf der Leinwand  
Descartes, wie er seinen  
Berühmten Satz sagt.

Es ist eine sehr alte Kopie  
Zerkratzt, verregnet  
Und voller Laufstreifen.

Mein Freund, der Filmvorführer  
Spult die Rolle zurück, zerlegt sie  
Kastelt sie ein in schwarze Kartons.  
Dann löscht er das Licht  
Und endet sein Tagwerk.

## wahrheits liebe

1  
Die Worte beunruhigen die Feder.  
»Nichts hat sich geändert, und doch  
Hat sich Alles geändert.« (Wittgenstein)

2  
unsere initialen  
ingeritzt in die borke  
dieses buches  
etwa auf höhe der stirn  
ludwig wittgensteins

eine sehr einseitige liebe, fürwahr:  
die Wahrheit liebt  
uns, aber wir lieben  
die Wahrheit nicht

das ästhetische urteil  
nimmt eine vielfalt  
von formen an

in diese frage gestellt  
scheint die antwort  
nichts zu sagen  
ein widerspruch  
ist ausgeschlossen:  
die gefahr der worte  
ist die gefahr der sprecher

### Sätze über das Labyrinth (1)

Das Labyrinth endet hier.

Ein Labyrinth ist ein nach innen gewachsener Entscheidungsbaum.

Jedes Labyrinth ist mehr als ein Labyrinth

Jedes Labyrinth besteht mindestens aus sich selbst und einem weiteren Labyrinth.

### Sätze über das Labyrinth (2)

Das Labyrinth ist keine Metapher.

Das Labyrinth ist die Summe all dessen, was in ihm vorgeht, und all dessen, was nicht in ihm vorgeht.

Das Labyrinth besitzt die Struktur einer Sprache.

Wenn zwei beliebige Sätze über das Labyrinth sich nicht widersprechen, so sind sie falsch.

### Der Faden der Ariadne (1)

Von zwei Eingängen her dringen Theseus und Ariadne in das Labyrinth vor, dabei den Faden aufwickelnd, den, wie sie glauben, der andere für sie ausgelegt hat.

### Der Faden der Ariadne (2)

Dem Faden der Ariadne kannst du unfehlbar nur entrinnen, wenn du nicht einen Augenblick lang darin nachlässt, mit der rechten Hand an der Wand des Labyrinths entlangzustreifen.

### Der Faden der Ariadne (3)

In einem Winkel des Labyrinths kauert die wahnsinnig gewordene Ariadne, in der einen Hand das Horn des Minotaurus, in der anderen das von seinem Blut gefärbte Knäuel Garn.

## Schnappschuss

Älter geworden, lassen sich Ariadne und Theseus als Touristen vom Minotaurus durch das Labyrinth führen; doch als sie daheim die von ihrer Kamera geschossenen Fotos entwickeln, stellen sie enttäuscht fest, dass nichts als Schatten darauf zu erkennen sind.

## Aus meiner chinesischen Kladde (Auszüge)

Ein kalter Sommer:  
Im Winter wird es  
an Brennholz fehlen.

Das Vermächtnis meines Vaters:  
ein Ordner mit Todesanzeigen.

Meine Eltern  
in Betten aus schwarzem Holz. Ich  
liege noch wach.

Herbst: ein Windstoß  
fährt in die Birke –  
silberne Beharrlichkeit.

»Was tun, o Buchorakel?«  
Die Antwort:  
nur weißes Papier.



Sternschnuppennacht –  
nicht eine gesehen,  
aber trotzdem: so viele Wünsche!

Glück: Mein Gedicht  
fand ich wieder,  
und ein anderer  
hatte es geschrieben.

Jeden Tag schreibe ich  
ein neues Gedicht.  
Ich glaube,  
ich werde vergesslich!

kreidekreis  
rundet sich –

ich  
der zerrissene

## Nachwort

Ich lernte Karl-Ulrich Burgdorf über das Buch- und Ausstellungsprojekt *Aliens welcome! Science-Fiction-Literatur aus Westfalen 1904-2018* (2019) kennen. Es handelte sich dabei um meinen Versuch, in eine Literaturgattung einzutauchen, über die ich bislang nur wenig wusste. Das galt besonders für die westfälische Science-Fiction-Szene, mit der sich bis dahin noch niemand umfassend beschäftigt hatte. Ich hatte mir für dieses Experiment genau ein Jahr Zeit genommen – es war so etwas wie eine Probe aufs Exempel, um zu eruieren, wie lohnenswert der Ausflug in das mir so wenig vertraute Metier sein würde.

In dieser Zeit wurde Karl-Ulrich Burgdorf so etwas wie mein Mentor. Er ist seit Jahrzehnten Teil des bundesweiten, ja internationalen SF-Universums – einen besseren Informanten, Ansprech- und Dialogpartner hätte ich mir also nicht wünschen können. An seinem Wissen und auch an seinem Netzwerk ließ er mich vorbehaltlos und kollegial teilhaben. Er wies mich auf Autoren und Autorinnen hin, gab mir Lektüretipps und brachte mich mit Personen zusammen, die ihrerseits eine lange SF-Historie aufweisen können. Hierzu gehörte etwa Jörg Weigand, unter anderem Verfasser der Untersuchung *Träume auf dickem Papier: Das Leihbuch nach 1945 – ein Stück Buchgeschichte* (Baden-Baden, 2. Aufl. 2018), die für Einblicke in die frühe Rezeption von SF-Literatur in Deutschland von eminenter Bedeutung ist. Auch eröffnete mir Karl-Ulrich Burgdorf Publikationsmöglichkeiten in einschlägigen Werken über SF.<sup>2</sup> Eine andere Spur führte zu dem 2020 verstorbenen SF-Autor Thomas R.P. Mielke, eine weitere

---

<sup>2</sup> Hieraus resultierten meine Beiträge in: Rainer Schorm, Jörg Weigand (Hg.): *Vergangene Zukunft. Thomas R.P. Mielke zum achtzigsten Geburtstag* (2020); Karla Weigand/Rainer Schorm (Hg.): *In achtzig Jahren um die Welt. Jörg Weigand zum Jubeltage* (2020).

zu dem Autor und Herausgeber Thomas Le Blanc. Von all diesen Personen erhielt ich bei meinem ›Selbstversuch‹ viel Unterstützung und Zuspruch. Besonders aber, wie gesagt, von Karl-Ulrich Burgdorf.

Auch zu einem persönlichen Treffen in einem Münster'schen Café – sein und mein Schreibtisch liegen nur sechs Kilometer voneinander entfernt – erklärte sich Karl-Ulrich Burgdorf ohne Umschweife bereit. Er brachte dazu einige seiner Bücher mit, später ließ er mir Unveröffentlichtes vertrauensvoll per Mail zukommen.

Ich las staunend und oft mit klopfendem Herzen. Denn hier eröffnete sich mir tatsächlich eine neue Literaturwelt, die, wie mir deutlich wurde, teilweise nach ganz anderen Gesetzmäßigkeiten funktionierte als die ›übliche‹, mir vertraute literaturwissenschaftliche bzw. belletristische Literaturwelt. Ergänzend zeigte mir Karl-Ulrich Burgdorfs Homepage ([www.karl-ulrich-burgdorf.de](http://www.karl-ulrich-burgdorf.de)) die Verzweigtigkeit des SF-Sujets auf, in dem er vielgeleisig unterwegs war und ist, wobei die Grenzen zwischen SF und Mystery- und Schauerliteratur oft fließend sind. Die Homepage, auf die hier nachdrücklich verwiesen sei, liefert zudem die notwendigen Daten zur Biografie des 1952 in Hagen geborenen und seit mehreren Jahrzehnten in Münster lebenden Autors und entschlüsselt die vielen von ihm verwendeten Pseudonyme.

Ein Text Burgdorfs, ebenfalls auf seiner Homepage zu finden, erweckte gleich mein besonderes Interesse. Gemeint ist sein autobiografischer Essay *Wie das Lesen und Schreiben zu mir kam*, der den Einstieg in dieses Lesebuch bildet. In ihm beschreibt Burgdorf seine literarische Sozialisation und seinen Weg zur SF. Wie viele andere SF-Autorinnen und -Autoren kam auch Burgdorf über frühe Leihbibliothekstitel und Heftserien zum eigenen Schreiben. Einmal Feuer gefangen, ließ ihn das Genre nicht mehr los. Nach und nach wurde er Teil der SF-Community, in der er sich dann mehr und mehr etablierte. Der zweite Text dieses

Lesebuchs *Gucky in the Sky with Diamonds. Eine wahre Geschichte* schließt nahtlos an diese frühen Initialerlebnisse an. Burgdorf erwähnt unter anderem relevante Autoren, die das Genre popularisierten, darunter Walter Ernsting, Mitbegründer der legendären Perry-Rhodan-Serie, die – das sei am Rande bemerkt – gleich mehrere Bezüge zu Westfalen aufweist. Zugleich lässt Burgdorfs Text Referenzen aus dem musikalischen Bereich anklingen. Mir wurde gleich klar: Wir liegen auf einer Wellenlänge.

Es folgen im Lesebuch neun weitere Beispiele aus der Rubrik ›Geschichten‹. Sie stehen Pars pro Toto für das breite Spektrum, das Burgdorf mit seinen Erzählungen abdeckt. Ob auf Karl Mays Spuren, im Bereich des Satirisch-Wortspielerischen oder Spekulativ-Philosophischen, im Szenischen, Parodistischen (gern literaturgeschichtlich konnotiert), in den Gattungen Märchen, Spuk- oder Kriminalgeschichte, sogar im Niederdeutschen – immer gelangen dem Autor überraschende Zugänge (und ebensolche Pointen), mit denen er seine Stoffe so originell und spannend präsentiert, dass sie noch lange im Kopf des Lesers/der Leserin nachhallen. Immer wieder überschreitet er Grenzen und setzt Reflexionsprozesse in Gang – und das nicht blei- und gedankenschwer, sondern unterhaltsam und stets im Dialog mit dem Leser/der Leserin. Die Sätze aus dem Zwiegespräch mit einer selbsterschaffenen literarischen Figur, die von sich behauptet, real und keine Fiktion zu sein (s. Seite 116 dieses Lesebuchs) möchte man gern auf Burgdorf selbst beziehen: »Ich erfinde bloß Geschichten. Für alles andere sind die Literaturwissenschaftler ... Meine (nein: unsere!) Aufgabe ist es, unsere Leser zu unterhalten und sie vielleicht ein bißchen zum Nachdenken anzuregen. Nicht mehr und nicht weniger.«

Als Beispiel für Burgdorfs Romanschaffen wurde sein Jugendroman *Delphinenspiele* (1977) ausgewählt. Darin

geht es um die Verantwortung des Wissenschaftlers in einer von Machtblöcken bestimmten und vollständig durchkapitalisierten Welt. Hier ist es die UNO, die Druck ausübt. Opfer ist der 78-jährige Delphinforscher und Biologe Carl Benton, der in der Nähe der neuseeländischen Küste die von der UNO unterstützte Forschungsplattform »Dolphin Island« betreibt. Es ist ihm gelungen, die Intelligenz von Delphinen auf eine neue Stufe zu heben. Sie sind fähig, menschliche Befehle zu verstehen. Mittels eines Translators kann man sich sogar mit ihnen unterhalten. Als Benton die Tiere für ein kommerzielles Projekt zur Verfügung stellen soll, warnt er die Tiere und veranlasst sie, sich vor den Verfolgern zu verstecken. Bei *Delphinenspiele* handelt es sich vermutlich um den frühesten Öko-SF-Roman eines deutschen Autors überhaupt. Der Text hat auch heute, 45 Jahre nach Erscheinen, noch nichts von seiner Aktualität eingebüßt – was man generalisierend den meisten Titeln Burgdorfs bescheinigen kann.

Den Abschluss dieses Lesebuchs bildet Burgdorfs Lyrik. Sie stellt nur ein Nebengleis seines Schreibens dar, wenn gleich kein unwichtiges, auch mit Blick auf die Sicht des Autors auf sein eigenes Schreiben und seine Lebenssituation (sofern es denn legitim ist, diese biografische Lesart anzuwenden).

Aus der Globalperspektive wird man bescheinigen können, dass die Stadt Münster ein gutes Pflaster für SF-Literatur war. Hier lebten und schrieben Ulrich Horstmann, Werner Zillig, Dietrich Wachler und eben Karl-Ulrich Burgdorf. Er ist der einzige aus diesem Quartett, der der Stadt treu geblieben ist und weiterhin hier publiziert. In diesem Zusammenhang sei auf seine Erzählsammlung *Der Schäms-Scheuß-Virus* hingewiesen, die ursprünglich im Verlag der »Westfälischen Reihe« erschienen ist und nun seit 2021 als Neudruck im Verlag p.machinery vorliegt. Sie kann guten Gewissens als Ergänzung dieses Lesebuchs

angesehen werden und zeigt einmal mehr das breite Spektrum der Burgdorf'schen Literaturwelt.

## Textnachweise

*Statt eines Vorworts: Wie das Lesen und Schreiben zu mir kam.* Erstveröffentlichung 2014 auf [www.karl-ulrich-burgdorf.de](http://www.karl-ulrich-burgdorf.de). Für den vorliegenden Band geringfügig erweitert und überarbeitet – *Gucky in the Sky with Diamonds.* Erstveröffentlichung in: Terranischer Club EdEN (Hg.): *Paradise 109* [Science-Fiction-Fanmagazin], o.O. April 2020 – *Der Frevel des Waka-teh.* Erstveröffentlichung in: Thomas Le Blanc (Hg.): *Auf phantastischen Pfaden. Eine Anthologie mit den Figuren Karl Mays*, Bamberg und Radebeul 2016 – *Plaudertasche.* Erstveröffentlichung in: Thomas Le Blanc (Hg.): *Job Future* (= Phantastische Miniaturen, Band 11), Wetzlar 2015; dort leicht gekürzt. Wiederveröffentlichung in: Karl-Ulrich Burgdorf: *Der Schäms-Scheuß-Virus und andere unwahrscheinliche Geschichten*, Münster 2016 / Neuausgabe: Winnert 2021 – *Das Blau deiner Füße, Geliebter.* Erstveröffentlichung in: *Blaufußstöpel. Dressiert und herausgegeben von Thomas Le Blanc* (= Phantastische Miniaturen, Band 13), Wetzlar 2015. Wiederveröffentlichung in: Karl-Ulrich Burgdorf: *Der Schäms-Scheuß-Virus und andere unwahrscheinliche Geschichten* (s.o.) – *Die beiden Waffenschmiede.* Erstveröffentlichung in ebd. – *Frau Bertha.* Erstveröffentlichung in: Monika Niehaus und Jörg & Karla Weigand (Hgg.): *Phantastisch! Phantastisch! Thomas Le Blanc zum 70. Geburtstag*, Winnert 2021 – *Die Kirche des Schwarzen Abts.* Erstveröffentlichung in: Jörg Weigand (Hg.): *Fantastische Wirklichkeiten. Die Bilderwelten des Rainer Schorm*, Winnert 2021 – *Die Haut.* Erstveröffentlichung in: Karl-Ulrich Burgdorf: *Der Schäms-Scheuß-Virus und andere unwahrscheinliche Geschichten* (s.o.) – *Die Kutschfahrt nach Angelmodde.* Die vorliegende Fassung, für die Hannes Demming freundlicherweise einige Teile ins »mönsterländsk Platt« übersetzte, ist eine Erstveröffentlichung. Eine frühere, rein hochdeutsche Fassung erschien in: Karl-

Ulrich Burgdorf: *Der Schäms-Scheuß-Virus und andere unwahrscheinliche Geschichten* (s.o.) – *Dialog*. Bisher unveröffentlicht – *Delphinenspiele* (Romanauszug). Erstveröffentlichung in: *Delphinenspiele* [Jugendbuch], Würzburg 1977 – *Gedichte & Co.* Erstveröffentlicht in: Karl-Ulrich Burgdorf: *Revolvermann, verliebt. Gedichte & Co.*, Münster 2015.



### Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109).